

Teil I

Kapitel 1

»Mein Sohn, lass sie [d. h. Weisheit und Einsicht] nicht von deinen Augen weichen, bewahre klugen Rat und Besonnenheit; so werden sie Leben sein für deine Seele und Anmut für deinen Hals. Dann wirst du in Sicherheit deinen Weg gehen, und dein Fuß wird nicht anstoßen. Wenn du dich niederlegst, wirst du nicht erschrecken; und liegst du, so wird dein Schlaf süß sein.« Sprüche 3,21-24

Ich grub meine Zehen in den Sand am Ufer des Delaware, schlang die Arme um die Knie und rückte so nah wie möglich ans Feuer. Die Flammen wärmten unsere Gesichter, aber am Rücken froren wir in der kalten Nachtluft. Ich saß eng zusammengedrängt mit meinen Schwestern und meinem Cousin, roch die brennenden Scheite und atmete die Hitze des Feuers ein. Ehrfürchtig blickten wir zu meinem Vater auf. Hoch aufragend stand er vor dem Lagerfeuer, der Umriss seiner Gestalt verschwamm in der aufsteigenden Hitze und dem Rauch, sein Gesicht wurde von den Flammen erhellt. Er sah aus wie ein Prophet auf dem Sinai. Wir klammerten uns aneinander, während er seine Geschichte erzählte, und wagten nicht ein einziges Mal, uns zum Ozean hinter uns umzudrehen, denn dann hätten wir ihn erblickt –

»Den Fliegenden Holländer!«.

Die Augen meines Vaters weiteten sich, während er uns ansah. »Da stand er, wenige Meter vor uns, am Bug seines Schiffes, so nah, dass ich das Glühen seiner Pfeife sehen konnte!«

Das Holz des Lagerfeuers krachte und knallte, die Funken sprühten hoch in den Rauch. Eine weitere Welle rollte heran und spie weißen Schaum an den Strand. Mit jeder Welle kam der Ozean unserem Lagerfeuer ein bisschen näher. Ich sah mich kurz um und fragte

mich, ob irgendwo dort draußen auf dem dunklen Ozean das Phantomschiff des Fliegenden Holländers kreuzte.

»Meine Kameraden an Bord hatten sich aufgegeben«, fuhr mein Vater fort. »Unser Schiff lag seit fünf Tagen im Sargassomeer. Der Tang hatte sich um unser Steuerruder gelegt und hielt uns in tödlichem Griff. Wir hatten kein Trinkwasser mehr, unsere Zungen waren dick geschwollen und klebten uns am Gaumen. Und dann wussten wir, dass all unser Hoffen vergebens war, denn wir sahen –«

»Den Holländer«, flüsterte meine Schwester.

»Du bist ein kluges Mädchen«, sagte Vater.

Wir kannten die Erzählung auswendig. Sie begann in einer windgepeitschten, stürmischen Nacht im 17. Jahrhundert, als ein holländischer Kapitän beim Kap der Guten Hoffnung mit seinem Schiff in einen Sturm geriet. Die Wellen schlugen das Schiff leck, und es begann zu sinken. Als das tosende Wasser das Deck überflutete, hob der Kapitän seine Faust zum Himmel und rief: »Ich werde das Kap umrunden, und wenn ich bis zum Jüngsten Tag übers Meer fahre!«

Genau das, so die Legende, tat er denn auch. Und jeder, der das Unglück hatte, den alten Fliegenden Holländer zu Gesicht zu bekommen, war einem schrecklichen Tod geweiht. Deshalb hüte dich, so die Legende weiter, wenn du die dunklen Wolken eines heraufziehenden Gewitters am Horizont erblickst. Du könntest den alten holländischen Kapitän sehen, wie er an seiner Pfeife zieht, und damit ist dein Schicksal besiegelt.

»Aber wenn du den Fliegenden Holländer gesehen hast, als du im Sargassomeer festsaßest, warum bist du dann nicht gestorben?«, fragte einer aus unserer Reihe.

Wir kannten die Antwort. Aber wir wollten sie noch einmal hören.

»Euer Vater fürchtet sich nicht vor einem alten Fluch aus der Legende«, erklärte unser Vater. »Ich sah hinüber zum Bug unseres Schiffes, und mein Blick fiel auf einen großen Teufelsrochen. Da kam mir eine Idee.«

Ich wusste nicht, was ein Teufelsrochen war. Doch als Vater seine Hände spreizte und mit den Armen schlug, wusste ich, dass es etwas Großes und Starkes sein musste, ein Riesenfisch eben. »Ich rief nach einer Harpune«, erzählte er mit weit ausholender Geste, »und wartete, bis der riesige Teufelsrochen an unserem Schiff vorübertrieb. Dann zielte ich sorgfältig – und schleuderte ihm den Speer in den Rücken!«

Ich verzog das Gesicht.

»Der große Fisch kämpfte mit aller Macht gegen das Seil, aber ich hielt es fest umklammert und rief nach meinen Gefährten. ›Du, Angus Budreau, und du, Georgy Banks! Befestigt das Ende des Taus am Anker!‹ Sie beeilten sich, während der Fisch immer stärker zog. ›Hoch mit Focksegel, Großsegel und Besansegel! Setzt den Klüver!‹, schrie ich.

Langsam, unter Ächzen und Knarren, setzte sich unser Schiff in Bewegung, gezogen von dem zwei Tonnen schweren Fisch, der seine flügelähnlichen Flossen mit aller Kraft gebrauchte. Ich spürte, wie der Tang gegen den Schiffsrumpf schlug«, unsere eigenen Muskeln verhärteten sich bei der Vorstellung, wie sich der mächtige Fisch anstrenge, »und plötzlich kamen wir mit einem Ruck frei. Die Segel füllten sich mit Wind und begannen zu flattern. Ein Windstoß packte das Großsegel. Die Besatzung brach in Jubel aus. Unser Schiff war frei! Und als der müde alte Teufelsrochen erschöpft in die schlammigen Tiefen hinabsank, winkten wir ihm zum Abschied mit unseren Mützen. Dann nahmen wir Kurs auf die hohe See.«

Es machte mich traurig, dass der Teufelsrochen sterben musste. Aber ich war froh, dass mein Vater am Leben war, um die Geschichte zu erzählen. Mutter ging es genauso – das merkte ich an dem Blick, mit dem sie ihn ansah. Immer, wenn mein Vater eine Geschichte zu Ende erzählt hatte, sah ich zu ihr hinüber, um festzustellen, ob sie wahr war. Doch ihr Mienenspiel verriet nie etwas. Sie stand nur auf und warf ein weiteres Holzsplitter aufs Feuer. Wenn einer von uns fragte: »Mama, ist das wahr? Ist das wirklich passiert?«, dann lächelte sie nur. Vielleicht glaubte sie Vaters Geschichten ebenso wenig wie

wir, aber sie ließ es sich nie anmerken. Immer gab sie uns mit ihrem Kommentar (»Eine gute Geschichte, ›Cap'n John!«) das Gefühl, es könnte doch ein Fünkchen Wahrheit an seiner Erzählung sein.

Wieder sprühte das Feuer Funken, die ein Windhauch in der Nacht verwehte.

»Da ist Vaters Pfeife«, rief jemand, »ich sehe die Funken!«

»Nein, siehst du nicht.«

»Seh ich doch!«

»Nein!«

»Doch!«

So ging es weiter: Nein-doch, nein-doch, bis Mutter einschritt, indem sie leise sagte: »Still, Mädchen.«

»Und was geschah nun mit dem Fliegenden Holländer?«

Mein Vater stand lange Zeit ruhig da. Es war ganz still, nur die Wellen rauschten. Rauch und Flammen tanzten im Wind und warfen Schatten in alle Richtungen. Vater trat langsam ein paar Schritte nach vorn in die Dunkelheit von Ozean, Sternen und Nacht. Ich wurde unruhig, als er sich aus der von den Flammen erhellten Sicherheit unseres Lagerfeuers entfernte. Er blieb stehen, legte die Hände an die Hüften und starrte in die Ferne, als suche er jemanden.

»Ich entkam dem Holländer«, sagte er leise. »Das gelingt nicht vielen, aber ich gehörte zu den Glücklichen.« Meine drei Schwestern und unser Cousin, der kleine Eddie, lehnten sich nach vorn, der Dunkelheit entgegen.

»Sucht nicht nach dem alten Seemann«, warnte Vater, »ihr könntet weniger Glück haben als ich.« Seine Stimme klang geheimnisvoll: »Vielleicht hört ihr eines Tages sein ›Heh-heh-heh!‹.« Und damit drehte er sich abrupt um, rieb seine Hände aneinander und kicherte in unheilvoller Heiterkeit.

Wir quiekten vor Vergnügen, drängten uns zusammen und wirbelten den Sand mit den Füßen auf, um uns »den Geist vom Leib zu halten«. Aber für heute war unser Geschichtenerzähler zu Ende. Er verbeugte sich schwungvoll, und wir sparten nicht mit Applaus.

»Bitte, *bitte*, noch eine Geschichte!«, riefen wir.

Aber jetzt war Schluss. Mein Vater war immer darauf bedacht, genau dann aufzuhören, wenn es am schönsten war. Ich war froh darüber, denn dadurch wurde das, was wir als Nächstes taten (egal, was es war), nur umso schöner. Singen zum Beispiel. Wenn die Geschichten zu Ende waren, pflegten wir zu singen. Lagerlieder, Pfadfinderlieder, Seemannslieder, Cowboylieder.

Meine Mutter und mein Vater legten noch Holz nach, was erneut einen wilden Funkenflug zur Folge hatte, und wir Kinder zogen unsere Decken ein Stück vom Feuer weg. Wir hatten den ganzen Tag auf der anderen Seite der Sandbank nach Muscheln gegraben. In dem flachen, klaren Wasser der Bucht des Indian River verbargen sich Hunderte von Muscheln nur wenige Zentimeter unter dem Sand. Unsere Mühe war reich belohnt worden, und jetzt waren unsere Segeltucheimer vor dem Feuer aufgereiht, um zu trocknen. Der beste Freund meines Vaters – unser Onkel Eddie – kam herübergeschlendert und stellte zwei Körbe mit Eisstückchen neben seinen Sohn, Little Eddie. Auf dem Eis lagen Muscheln.

Jeder nahm sich eine. Wir kniffen die Augen gegen die Hitze des Lagerfeuers zusammen und legten die Muscheln sorgsam auf das Ende eines Holzscheits, möglichst nah an den Flammen, um sie zu rösten. Rasch warfen sie an den Rändern Blasen, und eine nach der anderen sprang auf. Mit Daumen und Zeigefinger packten wir vorsichtig eine heiße, halb offene Muschel und schwenkten sie leise jammernd hin und her, bis sie abgekühlt war. Wir konnten es kaum erwarten, das Muschelfleisch – nass und salzig, heiß und weich – in den Mund gleiten zu lassen.

Vater rückte seine Seemannsmütze schief und tanzte einen albernen kleinen Jig¹. Er stimmte ein Lied dazu an, das eins seiner Liebchen aus seiner Zeit bei der Handelsmarine Anfang des 20. Jahrhunderts für ihn gedichtet hatte. Es war ein Lied, wie geschaffen zum Muschelessen.

1 A. d. H.: Britischer Volkstanz, der im 16. Jahrhundert entstand.

*Nie heirate ich einen Muschelfischer,
und ich sag euch auch, warum:
Seine Stiefel sind immer schlammverschmiert,
seine Schuhe sind vom Salzwasser braun,
nein, nein, nein!
Ein Seemann, Seemann, Seemann muss es sein.
Ich will eine Seemannsbraut sein!*

Wir gruben unsere Hände tief in das Eis, vorbei an der obersten Muschelschicht, und zogen frische Muscheln heraus. Es war die Aufgabe von Onkel George, Vaters Bruder, sie zu öffnen. Das war eine der legendären Fertigkeiten der Einwohner Marylands, von denen wir hofften, dass wir sie eines Tages genauso perfekt beherrschen würden wie er. Man muss dabei Schale, Herz und Muskel der Muschel so durchstechen, dass die Muschel selbst unversehrt bleibt.

Onkel George reichte die geöffneten Muscheln an uns weiter, und ich hielt meine hoch und verglich sie mit der meiner Schwester. Es war eine Art Wettstreit zwischen uns, wer die größte und saftigste erwischte. Ich hielt meine hoch, schob die Unterlippe vor, drückte die Schale sanft dagegen, kippte die Muschel ein wenig und schlürfte. Ich hatte gesehen, dass manche Leute sie am Stück herunterschluckten, aber ich wollte es machen wie mein Vater: Wir kauten sie. So schmeckte sie noch besser. Es war ein etwas modriger, salziger Geschmack. Als Kind kam mir dieses Ritual keineswegs befremdlich vor, doch später begriff ich, warum manche Leute meinten, Geschmack habe etwas mit Gewöhnung zu tun.

Allmählich gingen die Seemannslieder in Cowboysongs über, und am Schluss, wenn Vater sicher war, dass wir aus diesem Abend alles herausgeholt hatten, sangen wir geistliche Lieder. Plötzlich wandelte sich die Szenerie um das Lagerfeuer von einer Muscheln schlürfenden, mit Sand um sich werfenden und herumalbernden Bande gleichsam in ein Heiligtum unter den Sternen. Die glühenden Funken, die von Zeit zu Zeit aufstoben, stammten jetzt nicht mehr aus einer Seemannspfeife, und der Atlantische Ozean barg nicht mehr

das Geheimnis zahlloser Seemannsgräber. Selbst das Zischen der Gischt klang sanfter. Es gab kein schöneres Gefühl, als sich auf der Decke auszustrecken, die Hände unter dem Kopf zu falten und in den sternensäten Dom hinaufzusehen, während man ein geistliches Lied sang. Mein Vater verstand es, an einem solchen Abend eine Atmosphäre zu verbreiten, die von Warmherzigkeit geprägt war und die uns alle Gespenstergeschichten vergessen ließ.

*Dort auf Golgatha stand einst ein alt raues Kreuz,
stets ein Sinnbild von Leiden und Weh.
Doch ich liebe das Kreuz, denn dort hing einst der Herr,
und in Ihm ich das Gotteslamm seh.*

Wir alle fielen in den Refrain ein. Ich fand es wunderbar, in die Melodie einzustimmen und meine Stimme mit denen meiner Eltern zusammenklingen zu lassen. Beim ersten Teil schwoll der Gesang an wie die nahende Flut, den zweiten Teil ließen wir leise verklingen wie das Wasser, das sich bei Ebbe zurückzieht.

*Schätzen werd ich das alt raue Kreuz,
bis ich Jesus erblick auf dem Thron.
Ich will halten mich fest an das Kreuz,
einst erhalt ich dafür eine Kron.*

Der Rest der Familie fuhr mit der zweiten Strophe fort, doch ich hörte auf zu singen. Ich lauschte einem herrlicheren Gesang – dem Gesang des sternensäten Firmaments. Ich spürte an meinen Beinen die Hitze des Lagerfeuers. Mein übriger Körper lag im tiefen, kalten Schatten. So lauschte ich auf die Laute ringsumher und kam mir vor wie ein winziges Pünktchen im Universum. Kleine und große Sternbilder funkelten in der Nacht, die Brandung dröhnte gleichmäßig. Der Atlantik war wie ein zweites Universum voller geheimnisvoller Strömungen, er umspülte die Zehen von Irland und England – Orte, die für mich zu fern waren, um wirk-

lich existieren zu können. Und hier waren wir, um ein kleines Feuer zusammengeschart, dieses winzige Gluthäufchen an einem Strand, der sich meilenweit nach Norden und Süden erstreckte, ohne andere menschliche Spuren zu tragen. Wir waren ein einsames Lichtpünktchen unter Tausenden in dieser Nacht an der Ostküste – und dies war nur eine der vielen Küsten, welche die Kontinente begrenzten. Wir befanden uns auf einem zwerghaften Planeten in den unendlichen Galaxien um uns herum.

Nie hatte ich mich so klein gefühlt. Und nie so sicher.

Sicher, geborgen und aufgehoben. Ich konnte mir in jener Nacht kein anderes Kind auf diesem Planeten vorstellen – und noch viel weniger in den Sanddünen am Ufer des Delaware –, das sich so geborgen fühlte wie ich – ein Gefühl, das zum Teil von den Geschichten herrührte, zum größeren Teil aber von den geistlichen Liedern. Als irgendjemand anstimmte: »Ich geh in den Garten allein, / meinem Heiland zu begegnen«, hatte ich das Gefühl, Gott selbst sei mitten unter uns. Dieses Stranderlebnis am Lagerfeuer hat sich mir tief eingepägt.

Meine frühesten Erinnerungen an ein Berührtsein durch den Heiligen Geist sind mit Glaubensliedern verbunden. Sanfte, faszinierende alte Lieder, wie meine Tante Kitty sie sang, wenn sie und Onkel George uns am Freitagabend besuchten, um Vaters Geschäftsbücher durchzusehen. Oder wie diejenigen, die wir in unserer kleinen Kirche in Catonsville sangen. Oder jene, die wir sangen, als wir mit dem Lastwagen über die Chesapeake Bay Bridge an die Ostküste fuhren – über den Highway 1 quer durch Queen Anne's County, über die Brücke zur Sandbank und zu unserer Lagerstätte. All diese Lieder, deren Worte ich auswendig kannte, ohne sie zu verstehen.

*Und ich weiß, an wen ich glaube,
und Seiner Hand kann mich nichts entreißen,
mein Erbteil wird Er mir wahren
auf den Tag, da Er erscheint.*

Ich liebte dieses im Kreis der Familie oft gesungene Glaubenslied, obwohl ich keine Ahnung hatte, was der Text bedeutete. Das kümmerte mich aber nicht. Fünfjährige können Wörter in einem Kämmerchen ihres Herzens speichern wie geheime Notizen, die dort für graue Regentage aufbewahrt werden. Alles, worauf es mir jetzt ankam, war, dass diese Lieder mich in einer Melodie mit meinen Eltern und Schwestern vereinten. Sie hatten mit Gott, meinem Vater und meiner Familie zu tun, und so wurde in diesem Herzenskämmerchen die erste zarte Saat des Glaubens gelegt.

»Und jetzt alle zusammen!« Vater klatschte in die Hände und scheuchte uns von unseren Decken hoch. »Auf die Füße, jetzt versuchen wir mal das hier:«

*»Steig, steig doch die sonnigen Berge hinan,
die himmlische Lüfte umwehn.«*

(Wir hoben die Hände wie beim Hula-Tanz.)

*»Steig höher, dass bald wir Sein Angesicht sehn,
so strahlend und wunderbar schön.«*

(Wir machten Blumengesichter und lächelten.)

*»Lass Sünde und Trauer und Zweifel zurück,
blick nur in den Himmel hinein.«*

(Wir runzelten die Stirn bei dem Wort *Sünde* und erhoben die Gesichter bei dem Wort *Himmel*.)

*»Steig, steig doch mit mir auf die sonnigen Höhn.
Bald werden am Ziele wir sein.«*

(Wir deuteten auf die Herzen der anderen, dann auf unser eigenes.)

Ein Glaubens- oder Sonntagsschullied, das passende Handbewegungen erforderte, musste genauso sorgsam ausgeführt werden wie ein geheimes Verabredungszeichen. Wer es versäumte, ein Gesicht wie eine Blume zu machen oder bei dem Wort *Sünde* traurig dreinzuschauen, rutschte sofort auf den letzten Platz und wartete deshalb sehnsüchtig auf das nächste Lied, das ihm Gelegenheit gab, in der

Rangfolge wieder aufzusteigen. Man musste also beim Mitmachen gut aufpassen.

Die Stunden am Lagerfeuer vergingen nur allzu rasch. Mutter hatte seit geraumer Zeit kein Holz mehr nachgelegt, und es glühte nur noch schwach. Wir schlossen mit dem Lieblingslied meines Vaters. Es war ein Lied vom Meer:

*Leuchtend strahlt des Vaters Gnade
aus dem obern Heimatland,
doch uns hat Er anvertrauet
Rettungslichter längs dem Strand.*

*Dunkel ist die Nacht der Sünde,
schaurig klingt der Wogen Lied,
manches Auge sucht voll Sehnsucht,
ob's am Strande Lichter sieht.*

*Lass dein Licht doch nicht verlöschen,
sonst vielleicht zu dieser Stund,
weil es nicht den Hafen findet,
sinkt ein Schifflein in den Grund.*

*Lasst die Küstenfeuer brennen,
lasst sie leuchten weit hinaus,
denn sie zeigen manchem Schiffer
sicherlich den Weg nach Haus!*

Als der Nebel sich vom Meer über unser Lagerfeuer legte, rollten wir unsere Decken zusammen und wanderten über die Dünen zu unseren Zelten zurück. Das Leuchtturmlicht wies uns den Weg zur Düne zwischen dem Strand und den kleinen Sandhügeln, an die sich unsere Zelte schmiegen. Ich, die Jüngste der Earecksons, stapfte hinter meinem Vater her, meine Decke hinter mir durch den Sand schleifend.

Oben auf dem fast berghohen Dünenkamm hielten wir an. Im Süden konnte ich den Leuchtturm von Fenwick Island ausmachen. Weit im Norden schimmerten die Lichter von Rehoboth Beach. Wir waren hoch genug, um das Sternenlicht auf der mehrere Hundert Meter westlich gelegenen Bucht des Indian River schimmern zu sehen. Der Sandberg, auf dem wir standen, war der einzige Wall zwischen dem dunklen, gefährlichen Ozean und unserem Heimatkontinent. Ich griff nach der Hand meines Vaters.

»Vater, was heißt das: ›Lasst die Küstenfeuer brennen‹?«

Mein Vater blickte über die Bucht. Er hob eine Hand und deutete nach vorn, in die Nacht. »Siehst du das?«, fragte er.

Ich spähte ins Dunkel. In der Bucht blinkte ein rotes Licht – an, aus, an. Auch ein grünes Fahrtrinnenlicht blinkte.

»Das sind die Leitlichter, und dazu dienten in früheren Zeiten die Küstenfeuer«, sagte er.

Das überraschte mich. Ich war immer verblüfft, wenn ein bedeutungsträchtiges Wort oder eine Zeile aus einem Lied eine Entsprechung in meiner Welt fand. Wenn ich ein Kreuz auf einem Hügel sah. Oder wenn ich allein in einen Garten ging, von dem im oben erwähnten Lied die Rede ist. Als ich zum ersten Mal einen Wettbewerb im Kuchenbacken gewann, hielt ich den Siegerpreis fest umklammert, bis ich ihn abends auf den Küchentisch stellte. Und dabei hatte ich noch die Worte des Liedes im Ohr:

*Schätzen werd ich das alt raue Kreuz,
bis ich Jesus erblick auf dem Thron.
Ich will halten mich fest an das Kreuz,
einst erhalt ich dafür eine Kron.*

Ich war erstaunt und fasziniert, dass es im Himmel anscheinend auch einen Richter gab, der Preise und Kronen verteilte. Und nun gab es hier tatsächlich »Küstenfeuer«, die man mittlerweile »Leitlichter« nannte.

»Diese Lichter zeigen an, wo das Wasser tief genug ist für Schiffe«,

erklärte Vater. »Wenn sie erlöschen, wissen die Seeleute nicht, wo die Sandbank liegt. An vielen Küsten sind schon Schiffe gestrandet, weil es keine Fahrtrinnenmarkierung gab.«

»Und warum heißen sie in dem Lied ›Küstenfeuer‹?«

»Gott ist der Leuchtturm, und mit unseren Küstenfeuern weisen wir den Menschen gleichsam den Weg; wir zeigen ihnen, wo man sicher gehen kann«, erklärte er. »Du auch.«

»Ich?«

»Ja, du«, sagte er. Er teilte es mir mit wie eine Tatsache – eine Tatsache, von der ich wusste, dass ich sie noch nicht begriff. »So hast du es vom Herrn gelernt«, fuhr er fort. Sein Ton wurde feierlich. »Lass dein Licht leuchten vor den Menschen.«

Ich kannte die Bibel noch kaum. Doch der Ton, in dem mein Vater sprach, ließ seine Worte klingen, als habe einer der Reformatoren mit geistlicher Vollmacht sie gesprochen oder als seien sie aus einer von Vaters Geschichten. Auf jeden Fall erwartete mein Vater von mir, dass ich mein Licht vor den Menschen leuchten ließ. Ich wusste zwar nicht genau, was mein Licht war oder wie es vor den Menschen leuchten sollte. Aber dies sollte sich später ändern. Ich verstand damals nie so recht, wovon die Rede war, wenn es um Biblisches oder um Aussprüche meines Vaters ging. Das mochte daran liegen, wie seine Stimme sich veränderte, als spräche er *ex cathedra*, gleichsam wie ein Prophet, der eine Botschaft vom Himmel überbrachte. Oder vielleicht lag es auch daran, wie er das Wort »Herr« mit seinem irischen Akzent aussprach. Er tat das bei keinem anderen wichtigen Wort, das mit »L« begann – nur bei *Lord*, als wäre er Spencer Tracy in seiner Rolle als irischer Priester in *Teufelskerle*. In meiner Vorstellung kam dieser Akzent von meiner irisch-schottischen Großmutter, Anna Verona Cacy, die ich nie gekannt hatte. Wie Vater war auch sie eine große Erzählerin von Abenteuergeschichten gewesen. Beide, mein Vater und meine Großmutter, sprachen mit weichem Zungenschlag und gedehnt vom *Laard*.

Mein Vater, John King Eareckson, geboren im Jahr 1900, hätte eigentlich als Kabinesteward auf einem Klipper zur Welt kommen

müssen. Vielleicht war es ja auch so. Einer seiner ersten Jobs war der eines Botenjungen für eine Crew von Zimmerleuten und Schiffsbauern, die auf den Trockendocks von Baltimore arbeiteten. Die Namen dieser Männer waren Angus Budreau und Georgy Banks – die also, die in Vaters Geschichten auftauchten – sowie Joe Dowsit und Pete DeVeau, die mit ihm das Sargassomeer befuhren oder im Wind River Canyon Gold schürften. Die Kameraden waren allesamt Meister im Umgang mit der Axt, wilde Raufbolde, die tranken und fluchten. Doch wenn sie versuchten, meinen Vater ebenfalls zum Trinken zu bewegen, lehnte er stets ab, wie er uns oft voller Stolz erzählte. Stattdessen schwärmte er für Eiscreme aus der Pratt Street, in der Nähe des Hafens. Natürlich hatte er bald den Namen »Eiscreme-Johnny« weg. Ich war überzeugt, der Reim »I scream, you scream, we all scream for ice cream«² stammte von meinem Vater. Dass dem nicht so war, fand ich erst sehr viel später heraus.

Als Johnny Eareckson alt genug war, Pferde aufzuzäumen, stand er jeden Tag vor Morgengrauen auf, spannte an und fuhr für das Geschäft seines Vaters Kohlelieferungen aus. Einen Schulabschluss hat er nie gemacht – warum, weiß ich nicht genau. Mit neunzehn gründete er ein eigenes Geschäft für Fußbodenbeläge. Sein Firmenfahrzeug war ein Fahrrad, auf dem er ständig unterwegs war. Er musste sich sehr anstrengen, um mit seinen drei gebildeteren Brüdern Schritt zu halten: mit Onkel George, dem Buchhalter, Onkel Vince, dem Architekten, und Onkel Milt, dem Prediger.

John kam abends gewöhnlich sehr spät heim in das kleine Haus der Familie, ein Backstein-Reihenhaus mit marmornen Eingangsstufen in der Stricker Street. Er war todmüde von der harten Arbeit des Tages – einer anderen Art von Arbeit als die, die seine Brüder am Schreibtisch oder Zeichentisch bzw. auf der Kanzel leisteten. Und fast immer stieß Johnny, wenn er die knarrende Hintertür öffnete, auf seine Mutter, Anna Verona, die in der Küche am Kohlenherd saß,

2 A. d. H.: Frei übertragen etwa: »Im Sommer, wenn die Sonne brennt, / gibt's Eiscreme, die man schätzt und kennt.«

eine Strickdecke auf dem Schoß und die Bibel in der Hand. Sie las und betete für ihre Jungen, vor allem für Johnny – den Sohn, der so ganz anders war als seine Brüder, dessen Herz zärtlicher und verletzlicher und dabei voller Begeisterungsfähigkeit und Abenteuerlust war. Wie sehr Anna Eareckson ihren Johnny liebte, das sagte sie ihm in singendem, irischem Tonfall.

Und er – er liebte sie ebenso.

»Ich werde nie vergessen«, erzählte er kopfschüttelnd, »wie ich von einer Versammlung beim CVJM und meine Brüder aus der Schule und von der Arbeit heimkamen und Mutter zu uns sagte: ›Wir brauchen Kohlen für den Ofen. Vince, diesmal bist du dran, sie zu holen.‹ Meine Brüder und ich alberten am Spülstein herum, schlugen spielerisch mit Handtüchern nacheinander, und Vince meinte, George sei an der Reihe. ›Nein, nein, Milton ist dran«, und Milt deutete auf mich, und ich schubste Vince ... und bevor wir wussten, was geschah, sahen wir Mutter, mit Kohlenstaub bedeckt, in ihrem langen Rock die Kellertreppe heraufstapfen, den schweren Kohlenkorb mit ihren zarten Händen schleppend. Es drehte mir fast das Herz um.«

Die Mutter meines Vaters starb jung. Man kann sagen, dass sie sich totarbeitete – etwas, was Vater sich offenbar nie vergeben konnte, weil eine Familie mit vier kräftigen, gesunden Jungen ihrer Mutter die Arbeit hätte erleichtern können – ja, *müssen*. Das erklärte, warum mein Vater ihren Mädchennamen – Anna Verona Cacy – mit solch besonderer Zärtlichkeit und diesem weichen irischen Singsang aussprach. Und es erklärte mir auch, warum er so gern das Lied »Lasst die Küstenfeuer brennen« sang, eines der Lieblingslieder meiner Großmutter.

*Lasst die Küstenfeuer brennen,
lasst sie leuchten weit hinaus,
denn sie zeigen manchem Schiffer
sicherlich den Weg nach Haus!*

Als Vater und ich im Lager ankamen, ließen wir unsere Sachen neben dem Picknicktisch auf den Boden fallen. Onkel George hantierte noch am Herd. Er hatte seine berühmten weichschaligen Krebse zum Abendessen gebraten. Ganz in der Nähe räumten meine Mutter und ein paar Tanten Sachen in die Kühlbehälter. Mutter nahm die Laterne und führte meine Schwestern und mich zu dem kleinen Zelt vor dem Lager, das uns als provisorische Latrine diente. Von dort leuchtete sie uns zurück zu dem großen Armeezelt, in dem wir schliefen. Wir zogen unsere sandigen Shorts aus und streiften Sweatshirts über unsere feuchte Unterwäsche. Das gefiel mir so an unseren Strandausflügen – wir durften in den seltsamsten, lustigsten Aufzügen schlafen.

Wir rubbelten uns den Sand von den Füßen, krochen unter das Moskitonetz und kletterten in unsere Feldbetten. Meines stand in der Ecke, und ich mochte es besonders, wenn das Wetter gut genug war, um die Seitenwände des Zeltes aufgerollt zu lassen. Dann konnte ich das Flüstern der Erwachsenen und das Zischen der Laternen hören. Wenn der Nachtwind die Zeltplane bewegte, schmiegte ich mich ins Kissen, griff nach meinem Stoffhasen und kämpfte, so lange ich konnte, gegen den Schlaf an. Ich wollte den Geschmack der salzigen Luft so lange wie möglich auskosten und den Duft des Kaffees einatmen, der bereits für morgen früh gekocht wurde. Ich wollte die leisen Gespräche meines Vaters, meiner Mutter und meiner Verwandten hören und mich genüsslich in meinen warmen Daunenschlafsack kuscheln. Ich wusste, dass keine der über mir summenden Mücken durch das Netz dringen konnte. Unter seinem Schutz war ich sicher. So sicher wie unter der Bettdecke meines Schlafzimmers zu Hause, von wo ich auf das Bild des kleinen Mädchens im Boot schauen konnte, das die Füllung der Schranktür schmückte und unter dem zu lesen stand:

*Ach Gott, mein kleines Boot und ich
sind mitten auf dem Meer.
Bring Du mein kleines Boot und mich
doch sicher hin zu Dir.*

Ich fragte mich, welche Abenteuer der morgige Tag wohl bringen würde. Hoffentlich würde ich von dem Geruch brutzelnden Specks geweckt werden. Vielleicht briet Vater ja sogar seine speziellen Eier – ein Ei wird in der heißen Pfanne gebraten, in letzter Minute gießt man einen Becher Wasser darüber, deckt die Pfanne zu und würzt nachher mit Salz und Pfeffer. Hoffentlich hatte Onkel George das Eis in den großen Milchkrug getan, sodass das Wasser aus der Schöpfkelle eiskalt war. Ich fragte mich, ob mein Cousin, Little Eddie, und meine Schwester Kathy und ich in den Gezeitentümpeln Krabben oder Muscheln finden würden. Oder ob wir Pferdchen spielen und die Sanddünen hinauf- und hinuntergaloppieren würden, die sich zu beiden Seiten unseres Zeltes meilenweit erstreckten. Ich hoffte, der Tag würde strahlend und warm beginnen, sodass ich, wenn ich im Sand lag, die Wange auf den Arm gedrückt, den süßen Duft der Sonnenmilch riechen konnte.

Ich hoffte, wir würden mit Tante Lee und Onkel Eddie Sandburgen bauen, nach Krabben buddeln, zusehen, wie die Wellen unsere Fußabdrücke verwischten, duschen, wenn die Sonne unterging, und unsere von der Sonne gerötete Haut dick mit Noxzema eincremen. Am Abend, nach den Krabbenpfannkuchen, würden wir Mutter helfen, die Pfannen und Töpfe im Ozean zu spülen. Dann würden wir nach Rehoboth Beach fahren, die Strandpromenade entlangspazieren und Eis oder Pommes frites mit Essig essen. Vor allem aber hoffte ich, wir würden wieder ein Feuer am Strand machen und Vater würde wieder eine Geschichte erzählen. Oder Onkel George würde »Ramona« singen, während er seine Zigarre hochhielt und uns alle wie ein Impresario dirigierte.

Was immer ich auch erhoffte, ich wurde nicht enttäuscht. Das Wehen des Moskitonetzes schläfernte uns alle ein. »Gute Nacht, Mädchen«, hörte ich Vater flüstern.

Ich weiß nicht, ob es viele Väter wie meinen gibt. Ich glaube nicht. Wie viele Väter haben schon das Flugzeug der Brüder Wright über das Meer fliegen oder einen der ersten T-Fords die Howard Street hinunterfahren sehen? Wie viele Väter haben ihre Kinder

durch unzählige Geschichten, die sie aus dem Stegreif erzählten, in eine Welt der Abenteuer mitgenommen? Mein Vater trieb Handel mit den Indianern in British Columbia und kämpfte mit Bären am Yukon – ja, ich bin sicher, er kämpfte mit einem von ihnen mit bloßen Händen, und es war nicht nur eine Geschichte. Wirklich. Aber selbst wenn die Geschichte mit dem Bären nicht wahr war, so wusste ich doch, dass die Warmherzigkeit meines Vaters, sein edler Charakter und seine Liebe zum *Laard* echt waren.

Am nächsten Abend kehrten wir, wie ich gehofft hatte, früh genug von Rehoboth Beach ins Lager zurück, um noch ein Feuer zu machen. Schon bald knisterte das Treibholz, das meine Schwestern Linda, Jay und Kathy und ich am Tag gesammelt hatten, und an dem weiten Firmament über uns funkelten die Sterne, dicht an dicht, wie Puderzuckerkörnchen. Das Kräuseln der Wellen erstrahlte fluoreszierend im letzten Restchen Abendrot, und mein Onkel Eddie hatte gerade das Lied »You Are My Sunshine« beendet.

»Sag dein Gedicht auf, Papa«, bettelte ich, »das von der Brandung.« Als große Realistin, die ich war, hatte ich erst kürzlich herausgefunden, dass dieses klassische Gedicht bildhaft die Brandung beschrieb, die der Gläubige durchschreitet, bevor er das himmlische Ufer erreicht.

Vater steckte die Hände in die Taschen seiner weiten Hose und starrte ins Feuer. Dann begann er seine Rezitation, allerdings mehr im Eareckson'schen Stil als in jener Art, die dem Dichter dieser Zeilen besser entsprochen hätte. Das Gedicht kam von irgendwo tief aus meines Vaters Brust. Während er die unvergesslichen Verse sprach, hoffte ich inbrünstig, dass jemand aufstehen und ihn festhalten möge, damit er sich nicht zu den Wellen umdrehte und die Brandung ohne mich durchschritt.

*Jesus, Heiland, führe Du
mich zum Hafen selger Ruh;
wütend tobt das Lebensmeer,
schrecklich droht der Wogen Heer;*

*gib dem bangen Herzen Ruh,
Jesus, Heiland, führe Du!*

*Wie die Mutter stillt ihr Kind,
stillst Du Sturmesflut und Wind.
Großer Retter in der Not,
steure Du mein schwaches Boot;
Du, vor dem der Sturm entwich,
Jesus, Heiland, führe mich!*

*Winkt mir einst mein Heimatland
durch die Brandung rings am Strand,
seh ich Dich, den Steuermann,
mach ich fest im Hafen dann,
juble dort voll selger Freud
in des Himmels Herrlichkeit.*

Keiner brach je die Stille, die den Vorträgen meines Vaters folgte. Wir lauschten den Zeilen, wie man der zurückrollenden Brandung lauscht, bevor sich die nächste große Welle bricht. Ich verstand das Gedicht nicht, bis auf die Aussage über den Steuermann – ich nahm an, dass von Gott die Rede war. Aber das Herz wollte mir brechen bei dem Gedanken, dass mein Vater ein Gedicht über den Tod liebte.

Ich erinnere mich, dass ich nach Kathys Hand griff. Ich wusste, sie würde meine Angst verstehen. Zu Hause schliefen wir in einem Bett. Oft, wenn Vater uns eine Gutenachtgeschichte erzählt hatte und wir ihn die Treppe hinuntergehen hörten, lagen wir im Dunkeln und lauschten eine auf den Atem der anderen. Auch dann griff ich immer nach ihrer Hand und murmelte: »Was, wenn etwas Schreckliches passiert?« – Ich wollte »Vater« hinzufügen, aber ich brachte das Wort nicht heraus.

»Ich weiß, was du meinst«, flüsterte sie zurück. »Ich weiß, was du meinst mit Vater.« Dann hielt sie meine Hand, und sie hielt auch jetzt meine Hand, in den tanzenden Schatten, die das Feuer warf.

Vater schloss das Gedicht mit demselben schönen Lied, das wir gestern Abend gesungen hatten und bei dessen Refrain meine Schwestern und ich einfielen:

*Lasst die Küstenfeuer brennen,
lasst sie leuchten weit hinaus,
denn sie zeigen manchem Schiffer
sicherlich den Weg nach Haus!*

Alles war wieder gut.

Ganz bestimmt rettete mein Vater arme, geschwächte, um ihr Leben kämpfende Seeleute. Wenn nicht im Sargassomeer, dann sicherlich während seiner Zeit bei der Handelsmarine. Doch ich hätte mir nie träumen lassen, dass in nicht allzu ferner Zukunft ich selbst die Arme, Schwache, Kämpfende sein würde, die immer wieder versank und ein ums andere Mal von den Wellen eines Kummers überspült wurde – der mächtiger war als jede Brandung. Schrecklicher als der Fluch des Fliegenden Holländers in der Legende.

Und dass nicht einmal Vater mir würde helfen können.

Kapitel 2

»Hört, Söhne, die Unterweisung des Vaters, und hört zu, um Verstand zu kennen!«
Sprüche 4,1

Erinnerung bedeutet mir alles. Als Kind konnte ich ein afrikanisches Veilchen auf einer Fensterbank anschauen und mir später das Blaugrün der Staubgefäße, die krausen Blätter und die blassroten Blüten ins Gedächtnis zurückrufen, wenn andere schon vergessen hatten, dass da überhaupt ein Fensterbrett war.

Im Jahr 1967 wurde meine Erinnerung lebenswichtig für mich. Es war das Jahr, in dem ich durch einen Tauchunfall gelähmt wurde.

Ich war fast zwei Jahre im Krankenhaus. Die meiste Zeit verbrachte ich in einem sogenannten Stryker-Rahmen auf dem Rücken, sodass ich die Zimmerdecke anstarren konnte, oder mit dem Gesicht nach unten, sodass ich imstande war, den Fußboden zu betrachten. Mit einem Körper, der praktisch nicht mehr in der Lage war, sich zu bewegen oder irgendetwas zu empfinden, rief ich mir jeden einzelnen Ausflug an den Strand, jeden Ritt, jedes Tennisspiel, jedes Lied – kurz, *alles* ins Gedächtnis, drehte und wendete es wie einen Diamanten und kostete seine Farbe und Leuchtkraft voll aus. Wenn ich meine Hände nicht mehr gebrauchen konnte, musste ich alles daransetzen, mich zu erinnern, wie es sich anfühlte, eine Flasche Coca-Cola in der Hand zu halten und zu spüren, wie die eiskalten Tropfen am Glas hinabließen und über meine Finger rannen. Wenn ich nie mehr gehen konnte, musste ich mir jede Einzelheit des Gefühls, wie meine Zehen sich bewegten, wie sie sich streckten, krümmten oder wackelten, von Neuem vergegenwärtigen.

Meine Erinnerungen bekamen also für mich einen ganz neuen Stellenwert. Sie wurden so beruhigend für mich wie der Blick von unserem nächtlichen Lagerfeuer am Strand hinauf an den Himmel, um mich zu vergewissern, wie weit ein Sternbild sich bewegt hatte. Oder wie es war, wenn ich unter die Bettdecke kroch, nachdem wir

wieder zu Hause angekommen waren. Oder das Aufschauen zu den Sternen, die mein Vater an die Decke meines Schlafzimmers gemalt hatte.

Damals, im Jahr 1955, war ich wohl das einzige Kind in meiner Umgebung – ja, vielleicht in der ganzen Stadt –, das jede Nacht unter Sternen schlafen ging, auch wenn diese Sterne nur gemalt waren. Vater schien zu wissen, dass Kinder es über alles lieben, unter einem nächtlichen Sternenhimmel zu schlafen, und weil wir nicht immer im Ferienlager bleiben konnten, holte er das Ferienlager zu uns. Da Vater Bauunternehmer war, baute er unser weitläufiges und verschachteltes, rustikales Haus aus Stein und Holz mit seinen Winkeln, Ecken, Bögen und Geländern, Giebeln und Gauben aus warmer Eiche und Douglasie und den massiven, von Elchgeweihen gekrönten Steinkaminen, die allesamt nur auf Kinder gewartet zu haben schienen. Das Wohnen in diesem Haus war wie das Leben in einem Ferienlager. Es machte einfach Spaß.

Aus jedem Raum hörte man den Ruf: »Ich komme!«, denn unser Haus eignete sich wunderbar zum Versteckspielen. Panisch und freudig zugleich rannten wir in Windeseile los, um das ideale Versteck zu finden. Da war zum Beispiel der Balkon im zweiten Stock. Oder man verbarg sich hinter der großen Holztruhe auf dem Treppenabsatz oben auf der Hintertreppe. Oder hinter dem riesigen ausziehbaren Tisch im Esszimmer. Oder man wickelte sich in Mutters Waschbärmantel im Schrank – wenn man den Geruch der Mottenkugeln ertragen konnte. Es kümmerte mich nicht, dass mein keuchendes Atmen oder mein unterdrücktes Kichern mich verriet; unser riesiges Heim umfing uns und spielte jedes Spiel mit.

Doch es gab noch mehr Zimmer. Das Wohnzimmer mit dem Tigerfellvorleger in der Ecke, dem Bärenfell in der Mitte und den Elchgeweihen an den Wänden stellte an einem Tag einen Dschungel vor, während am nächsten die Northwest Territories an der Reihe waren. »Die hat Vater erbeutet, als er mit den Indianern am Yukon Handel trieb«, behauptete ich von den Geweihen. Ich hatte keine Ahnung, was der Yukon war, aber es klang fern und weit, wild und

exotisch – ein Ort, an dem mein Vater sehr wohl auf so riesige Elchgeweihe stoßen konnte. Linda spielte das Spiel mit und beharrte darauf, dass die dicken Balken, die die Decke stützten, »von Captan Hooks Schiff stammen – ehrlich«.

Jahrelang war unser Wohnzimmer unser Gefährte, der unsere Geheimnisse sicher hütete. Ich hielt unser Haus nie für ungewöhnlich, bis ich zum Spielen zu anderen Kindern nach Hause kam. Da lernte ich Häuser mit Teppichen, niedrigen Decken, silbernem Besteck (»Nicht anfassen!«) auf polierten Büfets und Marie-Antoinette-Statuetten aus Porzellan auf Kaminumrandungen kennen. Sogar die Sofas waren mit durchsichtigem, steifem Kunststoff überzogen. In diesen Häusern gab es Stores an den Fenstern, Vitrinen aus Glas und absolut keinen Ort, an dem man sich verstecken konnte. Ich gewann damals eine Erkenntnis, die mich jahrelang begleiten sollte: Die Earecksons waren anders, vielleicht sogar ein wenig seltsam.

Das war eine der Tatsachen, über die ich unter meiner sternenbesetzten Zimmerdecke nachdachte. Eigentlich war es gar nicht mein Zimmer, sondern Kathys. Sie war ein wenig älter als ich, und ihr hatte das Zimmer zuerst allein gehört. Das bedeutete, dass sie ein Anrecht auf die geräumigsten Schubladen, die breitere Seite des Schrankes und die bessere Seite des Bettes hatte – neben der Tür. Vor dem Löschen des Lichts kniete Kathy sich auf das Bett, zog eine imaginäre Linie in der Mitte und sagte: »Siehst du das?« Vom Kopfteil bis zum Fußteil markierte ihr Finger die entmilitarisierte Zone zwischen uns. »Das ist *meine* Seite des Bettes, und wehe, du überschreitest diese Linie!«

Ich war damals fünf Jahre alt, das jüngste von vier Mädchen. Nie im Leben hätte ich es gewagt, ihr in die Quere zu kommen oder ihre Linie zu überschreiten.

Im Grunde war das gemeinsame Zimmer mit meiner Schwester aber gar nicht so schlecht, auch wenn ich ständig gemahnt wurde, nach dem Duschen die Badezimmertür zu schließen, damit ihr Kleiderschrank sich nicht durch die Feuchtigkeit verzog. Sie hatte

adrett zusammengebundene Baumwollpolster in alle vier Ecken des Schrankes gelegt, um das Holz vor mir und meinem Spielzeug zu schützen. Ich konnte nicht verstehen, warum sie ein solches Getue um den Schrank machte – schließlich würde sie wohl kaum mit neun Jahren heiraten wollen.

Aber egal. Es war schön, neben ihr im Bett zu liegen, ihre Wärme zu spüren, gemeinsam auf das leise Reden unserer Eltern unten zu lauschen und in dem matten Lichtschein, der durch die Flurtür hereinfiel, die Engel an unseren Schlafzimmerwänden zu betrachten.

Ja, Engel. Es waren drei. Ein brünetter, ein blonder und ein rot-haariger.

Unser Schlafzimmer befand sich direkt unter dem Dach, und Vater hatte die Engel auf die schräge Wand zu unserer Linken gemalt. *Einen Vater wie unseren gibt es nicht noch einmal*, sagte ich mir stolz. *Er kann singen, Geschichten erzählen und Engel malen*. Und nicht nur das, Vater hatte die ganze Wand hinter dem Kopfteil unseres Bettes bemalt. Da waren Jack auf der Bohnenstange, die alte Frau, die in einem Schuh wohnte, das Baby im Baumwipfel, um das es in dem Schlaflied »Rock-a-bye, Baby« geht, der Rattenfänger von Hameln mit allen Kindern im Schlepptau, eine Kuh, die über einen Mond sprang, und Humpty Dumpty oben auf dem Türpfosten. Inmitten dieser bunten Menagerie hing ein schlichtes Bild von einem Hund und einem Jungen, der im Gebet vor seinem Bett kniete.

Manchmal drehte ich mich auf den Bauch, stützte mich auf die Ellenbogen und sah zu all den Gestalten aus Kinderreimen und Märchen oder dem Bild von dem Hund und dem Jungen hinauf. Aber meistens galt meine Aufmerksamkeit den Engeln.

Die drei Gestalten füllten die schräge Wand fast ganz aus. Sie sangen von Liedblättern, die Münder weit geöffnet, die Füße fest in die Wolken gestemmt. Der erste Engel sah aus wie meine älteste Schwester Linda. Das brachte mich immer zum Kichern. Linda war alles andere als ein Engel. Sie war fast zehn Jahre älter als ich, schwärmte für James Dean, glättete ihr Haar mit Vaseline, krempelte ihre Jeans hoch und rollte ihre Socken herunter. Sie trug Blusen

in Übergröße, den Kragen aufgestellt. In der Schule zog sie zu enge Pullover und Bleistiftröcke an. Elvis war der »King« und Pat Boone ein Trottel – Milchbärte waren nicht ihr Fall. Dabei schlug Linda nicht etwa wirklich über die Stränge; sie tat nur so. Einmal, als ich in dem Zimmer schlafen musste, das sie mit Jay Kay teilte, knipste sie das Licht aus, kletterte zu mir ins Bett, und nach ein paar Minuten in der schweigenden Dunkelheit drehte sie sich zu mir um und flüsterte mir ins Ohr: »Willst du den Werwolf sehen, der in meinem Schrank lebt?«

Von Linda lernte ich die inoffizielle Hymne der Milford Mill High School:

*Ich gehe auf die Milford Mill, hab Mitleid mit mir,
denn es gibt partout keine Jungen hier.
Um neun Uhr abends heißt's: Lichter aus!
Warum nur, warum bin ich fort von zu Haus?
Und wenn ich in den Ferien nach Hause geh,
hoff ich, dass ich die Schule nie wieder seh.
Dann will ich rauchen, trinken und küssen
und all das andre nie mehr tun müssen;
dann gibt's zum Glück nie wieder Drill:
Jawohl, ich geh auf die Milford Mill!*

In diesem Jahr hatten meine Eltern sie auf einer reinen Mädchenschule angemeldet.

Der Engel in der Mitte hatte blaue Augen und einen blonden Lockenkopf. Meiner Vermutung nach war es Jay Kay, nur dass meine Schwester braune Augen hatte. Jay war mein »Lieblingsengel«. Sie war etwas jünger als Linda und nicht ganz so wild. Auch sie mochte Elvis, allerdings weniger »Jail House Rock« als »Let Me Be Your Teddy Bear«. Jay sah genau aus wie Betty, das blonde Mädchen mit dem Pferdeschwanz in den *Archie*-Comics. Sie behandelte mich auch nicht ständig als lästiges Anhängsel. Sie mochte mich. »Jonathan Grundy« nannte sie mich liebevoll. Wenn Jay auf unserem

Klavier »Sentimental Journey« spielte, versuchte ich immer, sie nachzuahmen. Wenn sie nähte, versuchte ich es auch. Wenn sie sich eine komplizierte Frisur machte, nestelte ich ebenfalls mein Haar hoch. Ich verstand nicht, warum Bob Parker Jay nicht als Miss Maryland haben wollte, wenn alljährlich im September der Miss-Maryland-Umzug stattfand.

Wer der rothaarige Engel war, war nie so ganz klar. Kathy und ich waren noch nicht geboren, als Vater die Engel malte; vielleicht hatte er deshalb Lindas Freundin Audrey Espey, die kastanienfarbenes Haar hatte, als Vorlage genommen. Das ärgerte mich. Ich prüfte die Wand daraufhin, ob mein Vater nicht auch mich darauf abbilden konnte. Da könnte ich stehen, der flachshaarige Engel mit den haselnussbraunen Augen und kurzen Rattenschwänzen, die hochstanden wie die Ohren eines Yorkshireterriers. Ich war Rocket J. Squirrels³ Nichte.

Aber vielleicht sollte ja Kathy als Nächste gemalt werden. Kath-Kath, wie ich sie nannte, verdiente es. Sie war – nun ja, anders als wir anderen. Ihr rundes, sommersprossiges, lächelndes Gesicht war die ständige Zielscheibe von Lindas und manchmal auch von Jays Spott: »Streuselkuchen«, hänselten sie sie. Manchmal nachts, wenn sie neben mir lag, hörte ich, wie sie weinte.

Doch es war auch nicht leicht, die Jüngste zu sein. Ich wurde zwar nicht gehänselt wie Kathy, aber ich kam immer zuletzt. Ich hatte kein Anrecht auf den Knochen von Vaters T-Bone-Steak. Ich trug abgelegte Jeans, Kleider und Unterwäsche und bekam die gebrauchten Fahrräder, abgenutzten Rollschuhe und muffigen Schlafsäcke. Aber das Schlimmste war, dass ich am Samstagmorgen in Großmutter Haus zurückbleiben musste, wenn Vater und meine Schwestern in den Pferdestall fuhren.

»Du kannst nicht mit uns reiten gehen. Du bist eine Niete. Du hältst bloß alle auf«, sagte Linda.

Und als wäre das noch nicht schlimm genug, musste ich nun den ganzen Tag zusehen, wie meine Mutter das Haus meiner Großmutter

3 A. d. H.: Figur einer US-amerikanischen Zeichentrickfilmserie (1959 – 1964).

schrubhte. Deshalb entwand ich mich, sobald Vaters Auto meinem Blick entschwunden war, dem Griff meiner Mutter, jammerte laut vor mich hin und stieß mit dem Fuß gegen die Bordsteinkante, bis sie streng sagte: »Das reicht!« Da sie diejenige war, die für Zucht und Ordnung in der Familie sorgte, und ihr durchaus gelegentlich die Hand ausrutschte, war ich danach meistens still.

Doch innerlich brodelte mein Kampfgeist. Und mein Zorn. Ich würde nicht kampflos aufgeben oder mir sagen lassen, dass ich noch zu klein zum Fahrradfahren sei. Oder dass ich nicht vor nächstem Jahr reiten lernen dürfte. Nein, ich würde auch dafür sorgen, dass meine Schwestern meinen Hinweis »Dieser Stuhl ist besetzt!« respektierten, wenn ich mir während der *Red Skelton Show* etwas zu naschen holte. Ich wollte nicht nur mithalten, ich wollte besser sein. Ich würde einfach besser Klavier spielen lernen als Jay, mehr Elvis-Texte auswendig können als Linda, Kathys dumme Linie im Bett ignorieren, wann ich wollte, so geschickt mit dem Tennisschläger umgehen wie Mutter und – ja – *was war mit meinem Vater?*

Vater zu übertreffen, war undenkbar. Wenn ich im Bett lag und über die Engel nachdachte, fragte ich mich, ob ich malen konnte. Vielleicht so gut wie Vater. *Ich fühlte mich bei diesem Gedanken schuldig.* Aber ich konnte es nicht leugnen. Wenn ich mir die gemalten Hände der Engel näher ansah, kam es mir vor, als sähen sie irgendwie komisch aus. *Hmmm, er hat die Hände nicht richtig hingekriegt ... Ich könnte es besser.*

Das Leben war ein ständiger Wettkampf, der Versuch, mit meinen älteren, sportlicheren Schwestern und mit einem Vater und einer Mutter, die beide ebenfalls ihre Preise im Schwimmen, Tauchen und im Tennis eingeheimst hatten, Schritt zu halten. Es blieb keine Zeit, darüber zu jammern, dass Gott mir nun einmal die niedrigste Stufe auf der Eareckson-Leiter zugewiesen hatte. Keine Chance, zu heulen oder jemandem an den Rockschoßen zu hängen. Ich musste ungeachtet der Kosten mit den anderen mithalten, oder ich wurde hoffnungslos abgehängt.

Doch neben dem Wettstreit war immer noch Platz – mehr als genug – für Dankbarkeit. Ich weiß nicht, wie es meinen Eltern gelang, den Geist der Dankbarkeit in uns zu wecken, aber es war bei uns üblich, für alles zu danken, vom Essen bis zum Rollerskating am Freitagabend bei Vernon's Roller Rink. »Danke, Papa« oder »Mensch, Mama, schmeckt das gut!«. Vielleicht kam es daher, dass wir ständig hörten, wie Vater zu Mutter sagte: »Du bist etwas ganz Besonderes!« Ich weiß noch, dass mir beim Abendessen im Haus einer Freundin auffiel, dass niemand etwas sagte, als die Schüsseln mit dem Essen aufgetragen wurden. Ich empfand tiefes Mitleid mit der Mutter. An unserem Tisch wurde der Keim der Dankbarkeit schon früh gelegt, wenn unser Vater auf ein Nicken von Mutter hin begann:

*Komm, Herr Jesus, sei Du unser Gast
und segne, was Du uns bescheret hast.*

Am Strand des Delaware hatte ich kennengelernt, was Geborgenheit ist, und zu Hause erfuhr ich, was Frieden ist.

Natürlich wurde auch bei uns mit Türen geschlagen, und mehr als einmal hörte man den Aufschrei: »Du hast meine Bluse aus meinem Schrank genommen! Gib sie sofort zurück!«, oder: »Was hast du zu meinem Freund gesagt?«. Es gab Abende, an denen ich die unverrückbare Linie überschritt und nach Kathy trat – dann zwickte sie zurück, und ich schrie Zeter und Mordio, bis unsere Mutter vom Ende der Treppe heraufdrohte: »Ich möchte keinen Mucks mehr von euch hören, Mädchen, oder ich komme rauf!«

Trotzdem herrschte in unserem Haus fast immer Frieden. Die Art Frieden, die ich spürte, wenn ich im Bett lag und dem Nachtwind in den Kronen der großen Eichen vor meinem Zimmer lauschte. Oder wenn der Wind in dem gläsernen Glockenspiel an der Hintertür spielte. Oder wenn die Grillen zirpten und der Wind einschlief. Oder der Frieden, der mich erfüllte, wenn ich in meinem Zimmer ruhte, dessen Wandschräge die Engel zierten. Und vor allem der Frieden bei dem Gedanken, dass meine Eltern unten waren, sich leise unter-

hielten, Eiscreme aßen und Mitch Miller und seine Männer im Fernsehen singen hörten. All das bedeutete für mich Frieden.

An besonderen Abenden holte Vater nach dem Essen seine Malkasten hervor. Er bewahrte seinen großen hölzernen Malkasten unter seinem Schreibtisch auf, einen Kasten, den ich nicht anfassen, geschweige denn öffnen durfte. Mein Herz klopfte, und ich war aus dem Häuschen vor Begeisterung, während ich mich an der Tischkante festhielt. »Mensch, toll! Wir malen!«

»Nein«, sagte mein Vater, »*ich* male.«

Malen war ganz allein das Hobby meines Vaters. Ich hielt Abstand, sah aber genau zu. Er richtete seine Tuben auf der linken Seite in einer Reihe aus – er war Linkshänder – und goss dann Terpentin und Leinöl in kleine Metallbecher, wischte die Kanten mit seinem Lappen sauber und legte das Tuch fort. Der durchdringende Geruch der Farben erfüllte das Zimmer.

Vater nahm jeden Pinsel einzeln auf und bog vorsichtig die steifen Borsten hin und her. Dabei behielt er mich genau im Auge. »Möchtest du diese Tube Blau für mich aufmachen?«

Eifrig drehte ich den kleinen Deckel der zerknüllten, angebrochenen Tube ab und reichte sie ihm. Er drückte einen großen Klecks glänzender dunkelblauer Farbe auf die Palette. Dann Rot, dann Gelb und noch ein Klecks Zinkweiß. Die Farben hatten faszinierende Namen wie Kobaltblau, Umbra, Purpurrot und Paynesgrau, und sie leuchteten auf der Palette wie nasse Juwelen. Dann lehnte Vater eine große weiße Holzfaserplatte gegen das Buchregal hinter seinem Schreibtisch. Er rückte seine Schreibtischlampe zurecht, nahm einen dicken Zimmermannsbleistift zur Hand und begann mit dem Entwurf.

»Was malst du?«

»Du wirst schon sehen.«

Ich stützte mich auf die Ellenbogen und sah zu, wie er hier und da die weiße Fläche berührte und breite, lange Linien zog. Rechts neben ihm bemerkte ich eine Ausgabe des *National Geographic*, aufgeschlagen bei dem Bild eines Indianers auf einem Pferd. Zuerst

dachte ich, das sei seine Vorlage, aber die Linien, die er auf der Leinwand zog, ähnelten ganz und gar nicht einem Pferd. Mir fielen die seltsamen Hände der Engel auf dem Wandgemälde in meinem Zimmer ein, und ich dachte, ich sollte ihn daran erinnern.

»Das sieht aber nicht aus wie ein Pferd.«

»Ich weiß. Das wird schon noch.« Schweigend arbeitete er weiter.

»Wann sieht es denn wie ein Pferd aus?«

»Wenn die Komposition fertig ist.«

»Was ist eine Kompo-o-o-?«

»Komposition. Das ist das, was dem Bild zugrunde liegt«, sagte er und sah mich über den Rand seiner Brille hinweg an.

Was auch immer diese Kompo-si-sowieso sein mochte, mir war noch immer nicht klar, warum Vater nicht einfach anfang, das Pferd zu malen oder wenigstens zu skizzieren. Das Zeug, das dem Bild angeblich zugrunde lag, konnte doch nicht *so* wichtig sein. Nach vielen langen Pausen, nach vielem Ausradieren und vielen Korrekturen legte er den Stift weg und trat zurück, um sein Werk zu begutachten. Es stellte eine interessante, aber mir völlig unverständliche Kombination von Quadraten und Kreisen dar, die nicht die geringste Ähnlichkeit mit einem Pferd oder einem Indianer aufwies.

Ich lehnte mich vor. »Hmmm.« Es war mir peinlich seinetwegen.

»Das ist meine Komposition.«

Jetzt war ich wirklich enttäuscht. So viel Arbeit, und *das* war dabei herausgekommen?

»Joni, die Komposition ist der wichtigste Teil eines Gemäldes. Wenn sie nicht stimmt«, sagte er und deutete mit dem Stift auf die Leinwand, »dann wird auch daraus nichts«, und er klopfte auf die Ausgabe des *National Geographic*.

Ich blickte auf die Anordnung von Quadraten, Linien und Kreisen. »Aber so was will doch keiner sehen«, sagte ich.

»Eben deshalb ist es so wichtig. Eine Komposition gleicht den Knochen unter deiner Haut. Sie ist wie das Fundament dieses Hauses. Mein Indianer und sein Pferd würden nicht richtig aussehen, wenn ich keine ausgewogene Grundlage aus diesen Quadraten und

Kreisen schaffen würde.« Er schwieg längere Zeit und fügte dann hinzu: »Das ist das Gleiche, wie wenn du Jesus im Herzen hast. Niemand kann ihn dort sehen«, sagte er und deutete auf meine Brust, »aber er macht, dass außen alles richtig ist.«

Der Herr war in meinem Herzen – das war eine Aussage, die schwierige Fragen aufwarf. Wie kam er da hinein? Ich stellte mir eine winzige Jesusgestalt vor, die in meinem Herzen lebte und dafür sorgte, dass da drin alles reibungslos lief – wie ein Verkehrspolizist. Oft war ich ganz und gar nicht überzeugt, dass er da drin war, aber Vater schien es zu glauben. Ich glaube, er war überzeugt, dass die Aussage eines Liedes, das wir im Familienkreis oft sangen, eines Tages in unserem Leben Wirklichkeit werden würde. Der Refrain lautete folgendermaßen:

*Jesus wohnt in meinem Herzen,
weichen muss die Traurigkeit.
Ja, Er wohnt in meinem Herzen,
Freude schenkt Er allezeit:
Ja, Sein Name sei gelobt!*

Ich fühlte zwar, dass meine Seele wirklich froh wurde, wie es im Lied hieß, wenn wir die letzte Note in der vorletzten Zeile lange aushielten. Doch eine Stunde später, wenn ich mit Streichhölzern spielte oder die kleinen weißen Fliesen im Badezimmer anmalte oder heimlich Vaters Kommode ausräumte, wusste ich ganz genau, dass Jesus nicht in meinem Herzen war. Oder wenn doch, dann hatte ich vielleicht eine nasse Decke über ihn geworfen. Ich fragte mich, ob in meinem Innern wirklich eine wohlüberlegte Anordnung frommer Quadrate und Kreise zu sehen war.

Vater ging zurück zu seinen Quadraten und Kreisen, ich hockte mich auf den Boden und zog mein Roy-Rogers-Malbuch heraus. Ich schlug die bereits ausgemalte Seite mit Rogers Pferd Trigger auf. »Guck mal, Papa.« Er lächelte und schlug vor, dass ich eine weitere Seite in Angriff nehmen sollte.

Mutter gefielen am besten meine Zeichnungen, die ich auf das Mitteilungsblatt unserer Kirche gekritzelt hatte. Wenn wir in die Kirche gingen, fand ich die Predigt immer sehr langweilig, deshalb gab man mir das Mitteilungsblatt und einen Stift, um mich ruhig zu halten. Ich war fasziniert von dem Foto der Kirche auf der Vorderseite – sie hatte mehrere Giebel, einen Kirchturm und einen Glockenturm, ein Seitenschiff sowie steile Stufen, die zum Portal hinaufführten, und war mit Büschen umpflanzt. Unter dem eintönigen Redefluss des Redners saß ich zusammengesackt da, baumelte mit den Beinen und studierte das Foto. Auf einmal kam mir eine Idee. Ich nahm den Stift und malte auf den Seitenweg einige kleine wunderliche Gestalten. Ihnen stellten sich größere und stärkere Engel in den Weg, ausgerüstet mit Pistolen und Schwertern. Sie schwebten vor der Kirche – bereit, die wunderlich aussehenden Wesen abzuwehren. Einer der Engel, die ich malte, rutschte gerade das steile Dach herunter, im Begriff, sich auf eine der Gestalten zu stürzen, die das Willkommensschild über dem Eingang der Kirche mit Graffiti verunzierten.

Während Vater weiterarbeitete, malte ich mein Bild farbig aus. Einer pädagogischen Theorie zufolge ist es ein Zeichen für künstlerisches Talent, wenn ein Kind sich irgendwelcher Farben bemächtigt und diese willkürlich über die Seite schmiert, das heißt, wenn es mutig genug ist, die vorgezeichneten Linien zu überschreiten, wie es ein künftiger Picasso oder ein Andy Warhol tun würde. Ich bin anderer Ansicht. Und ich wäre auch als Kind anderer Ansicht gewesen, wenn es mir damals jemand so erklärt hätte. Für mich waren die vorgemalten Linien in meinem Malbuch »Komposition«. Irgendjemand, der es besser wusste als ich, hatte diese Linien vorgezeichnet, und ich gehorchte ihnen, ohne darüber nachzudenken, und sparte mir meinen Mut für das Fell des Pferdes auf, wo ich Hellbraun, Mittelbraun und Dunkelbraun einsetzte, um den Halsmuskeln und Beinen Konturen zu verleihen. Das Gesicht von Roy Rogers erforderte mindestens vier Rosa-Schattierungen. Für Bullet, den Deutschen Schäferhund, brauchte ich die Farben Grau, Braun und Schwarz.

Schließlich hatte ich ein weiteres Bild von Trigger fertig – auf diesem war sogar noch Buttermilk, das Pferd von Dale Evans, zu sehen. Ich stand auf und zeigte es meinem Vater.

»O, das ist gut.« Er war beeindruckt.

Nichts beflügelte mich mehr als seine Anerkennung. Ein paar Worte, ein Blick, ein Lächeln oder ein Kopfnicken können ein Zündholz an die Kreativität eines Kindes halten, und ich frage mich, wie viele Väter die Macht kennen, die darin liegt, dass sie den nötigen Weitblick haben, wenn es um die Entwicklung ihrer Sprösslinge geht. Wer eine solche Perspektive hat, wirft gleichsam eine Angelschnur weit aus. Es ist wie beim Hochseefischen, wenn man sich zurücklehnt und die Leine so weit auswirft, wie man nur kann. Man möchte um jeden Preis, dass einer anbeißt. Mein Vater warf die Leine weit aus. Er wusste wohl, dass ich entschlossen war, der Kunst an den Haken zu gehen.

»Komm mal zu mir«, sagte Vater. Ich stand auf, und er setzte mich auf seine Knie und drehte mich um. Da saß ich, zwischen ihm und dem Bild, in Augenhöhe mit seiner Leinwand. Er nahm einen Pinsel und drückte meine kurzen Finger darum, als wäre er ein Tennis-Coach, der einen Griff am Tennisschläger erklärt. Dann legte er seine Linke über meine Rechte. Gemeinsam tauchten wir den Pinsel in die blaue Farbe auf der Palette, fügten einen Spritzer Gelb hinzu und mischten gut durch. So stellten wir vor meinen erstaunten Augen Grün her. Ein sehr viel weicheres, lebendigeres Grün, als wenn man Stifte benutzte.

»Halt ihn gut fest«, sagte er und führte meine Hand mit dem in die Farbe getauchten Pinsel zur Leinwand. Ich war wie hypnotisiert, als wir gemeinsam unseren Weg in den Wald hinter den Quadraten und Kreisen tupften. Wir arbeiteten zügig, fügten hier ein wenig Braun und dort einen Hauch Blau ein. Ich versuchte, seine Pinselstriche nachzumalen, aber immer, wenn ich Kraft anwenden wollte, hörte ich: »Lass ganz locker.« So versuchte ich, in seinem Griff schlaff zu werden, aber wir bewegten uns zu schnell. Keiner dieser Pinselstriche hatte irgendeinen Sinn für mich, aber die

Euphorie angesichts der Tatsache, dass ich gemeinsam mit meinem Vater etwas Großes und Schönes schuf, machte mich ganz atemlos. Ich konnte es kaum erwarten zu sehen, was dabei herauskam.

Die Zeit verging nur zu rasch, und ich war enttäuscht, als Vater unseren Griff um den Pinsel lockerte. Er legte ihn hin, deutete auf das Bild und sagte: »Das hast du ziemlich gut gemacht.«

Zu meiner Überraschung sah ich die Gestalt eines Indianers auf einem Pferd vor dem Hintergrund eines Waldes und einiger Hügel. Wie im *National Geographic*. Es war verblüffend. »Aber das war nicht ich«, stellte ich richtig.

»Doch, das warst du.«

Das war wieder so ganz mein Vater, der mir etwas zutraute, von dem ich wohl wusste, dass ich es nicht gemacht hatte, ja, gar nicht machen konnte. Eigenschaften, von denen ich wusste, dass ich sie nicht besaß, zum Beispiel ein Leitlicht zu sein, das den Verlorenen den Weg weist, oder ein Herz zu haben, in dem Jesus lebt, oder die Fähigkeit, Meisterstücke zu schaffen, die es wert sind, gerahmt zu werden. Doch wenn ich mir überlegte, wie ich mich vor der Leinwand einfach zu Hause gefühlt hatte, lag mein Vater vielleicht gar nicht so falsch. Vielleicht konnten sich meine Triggers und Buttermilks tatsächlich in herrliche Rösser verwandeln, auf denen Indianer mit Pfeil und Bogen saßen, die mit einer Hand die Augen vor der westlichen Sonne schützten, während sie den Blick suchend auf den weiten Horizont gerichtet hatten. Vielleicht besaß ich ja doch Kompo-was-auch-immer. In meinem Leben und auf der Leinwand.

»Mann, hast du ein Glück gehabt!«, flüsterte Kathy an diesem Abend im Bett.

Ein breites Grinsen lief im Dunkeln über mein Gesicht. Unser Vater pflegte seine kleinen Mädchen nicht ständig in den Arm zu nehmen oder hochzuheben und auf die Wange zu küssen. Ich erinnere mich kaum, dass er mich jemals in den Arm nahm – vielleicht war das zu seiner Zeit einfach noch nicht so üblich.

Aber wie eine Prinzessin auf den Knien des Königs unseres wunderbaren Hauses zu sitzen und aufgefordert zu werden, mit ihm das

Steckenpferd zu pflegen, das ganz allein seins war, seine verbotenen Farben zu berühren und gemeinsam mit ihm eine Szene zu schaffen, die dem echten Trigger ebenbürtig war, das war ...

Mit derartigen Gedanken schlief ich in dieser Nacht ein. Unter den blonden, brünetten und rothaarigen Engeln, die auf die Wand gemalt waren.

Kapitel 3

»Gibst du dem Pferd Kraft, bekleidest du seinen Hals mit der wallenden Mähne? Bewirkst du, dass es aufspringt wie die Heuschrecke? Sein prächtiges Schnauben ist Schrecken. Es scharrt in der Ebene und freut sich der Kraft, zieht aus, den Waffen entgegen. Es lacht über die Furcht und erschrickt nicht und kehrt vor dem Schwert nicht um. Auf ihm klirrt der Köcher, der blitzende Speer und Wurfspeer. Mit Ungestüm und Zorn jagt es dahin und lässt sich nicht halten, wenn die Posaune ertönt.«

Hiob 39,19-24

Von einem gebrochenen Genick hörte ich zum ersten Mal aus dem Munde eines Pferdes. Genauer gesagt, aus dem Mund von Black Beauty. Er war ein Pferd, und Pferde sind von Natur aus ehrlich und ohne Falsch. Warum sollte Black Beauty mich belügen, wenn es um Glück und Unglück im Leben ging?

Mein Wissen verdankte ich den Büchern *Blitz, der schwarze Hengst*, *Blitz und Feuerteufel*, *Blitz schickt seinen Sohn* und *Die Rache des roten Hengstes*. Manche Leute mögen der Ansicht sein, dass Dinge wie ein gebrochenes Genick im Verstand eines Pferdes keinen Platz haben, aber Black Beauty berichtet darüber in seinem Buch. Ich war felsenfest überzeugt, dass er selbst seine Biografie geschrieben hatte – und nicht Anna Sewell. Für mich waren Pferde nicht nur fähig, tief zu empfinden und sogar zu lieben, sie konnten auch kommunizieren. Und das konnte niemand besser als Black Beauty.

Ich lernte ihn eines Abends kennen, als unsere Babysitterin meine Schwester Kathy und mich zu Bett brachte. Wir kuschelten uns unter die Decken, und sie schlug Black Beautys Buch auf. Dann fing sie im Schein der Nachttischlampe an zu lesen. Ihre gleichmäßige Stimme wirkte einschläfernd, aber ich kämpfte mit aller Kraft gegen den Schlaf an, vor allem, weil sie oft innehielt und uns die Zeichnungen anschauen ließ. Es waren Skizzen von Black

Beauty als Fohlen, mit seiner Mutter und beim Spielen mit anderen Fohlen auf der Weide.

Vor allem die Zeichnung einer Jagdszene entsetzte mich. Ich werde nie die Worte von Black Beauty auf der gegenüberliegenden Seite vergessen.

»Ich war zwei Jahre alt, als sich etwas ereignete, was ich gewiss nie vergessen werde. Es war im Vorfrühling. In der Nacht hatte es etwas Frost gegeben, und leichter Raureif lag noch über Wald und Wiesen. Die anderen Fohlen und ich grasten am unteren Ende der Weide, als wir aus der Ferne ein Geräusch vernahmen, das sich wie Hundegebell anhörte. Das älteste Fohlen hob den Kopf, spitzte die Ohren und sagte: »Da sind die Jagdhunde!«, und galoppierte zum oberen Teil der Wiese, wir alle hinterher. Von dort aus konnten wir über die Hecke gucken und mehrere Felder überblicken. Meine Mutter und ein altes Reitpferd unseres Herrn standen auch in der Nähe. Sie schienen genau zu wissen, was vor sich ging ...

»Gleich werden wir den Hasen sehen«, sagte meine Mutter.

Und tatsächlich: In diesem Augenblick rannte der Hase, außer sich vor Angst, an uns vorbei auf den Wald zu. Die Hunde hetzten zum Ufer hinunter, setzten über den Bach und stürmten übers Feld, hinter ihnen her sechs bis acht Jäger. Die Pferde der Männer sprangen über den Bach und blieben den Hunden dicht auf den Fersen. Der Hase versuchte, durch den Zaun zu schlüpfen, aber der war zu dicht. Da schlug er einen Haken, raste in Richtung Straße ... Zu spät! Schon waren die Hunde mit wildem Gekläff über ihm. Wir hörten noch einen spitzen Schrei, dann war es mit ihm aus. Einer der Jäger ritt hin und scheuchte die Hunde weg, damit sie die Beute nicht in Stücke rissen. Triumphierend hielt er den Hasen an seinen zerfetzten Läufen hoch. Seine Gefährten schienen sich mit ihm zu freuen.

Ich war so erstaunt, dass ich zuerst gar nicht darauf achtete, was sich inzwischen am Bach abspielte. Als ich dann hinunterspähte, bot sich mir ein trauriger Anblick. Zwei schöne Pferde waren gestürzt: Eines kämpfte sich durch den Strom, das andere lag stöhnend am

Boden. Der eine Reiter stieg schlammbedeckt aus dem Wasser, der zweite lag ganz still.

›Er hat sich den Hals gebrochen‹, sagte meine Mutter.

›Das geschieht ihm recht‹, meinte eines der Fohlen.

Ich war der gleichen Meinung, aber meine Mutter stimmte uns nicht zu ... Viele Jäger waren zu dem jungen Mann geritten. Unser Herr, der gesehen hatte, was geschehen war, hob ihn auf. Der Kopf des Verunglückten fiel nach hinten und seine Arme hingen herunter. Alle machten sehr ernste Gesichter. Kein Laut war zu hören; sogar die Hunde schienen zu wissen, dass etwas nicht in Ordnung war, und gaben keinen Ton von sich. Die Jäger trugen den Mann ins Haus. Später hörte ich, dass es der junge George Gordon war, der einzige Sohn des Gutsbesitzers, der Stolz seiner Familie.

Jetzt trennten sich die Männer und ritten in verschiedene Richtungen davon: zum Arzt, zum Hufschmied, zum Pferd doktor und sicher zum Gutsherrn, um ihn von dem tödlichen Unfall seines Sohnes zu unterrichten.

Herr Bond, der Tierarzt, sah sich den Rappen an, der stöhnend im Gras lag. Nachdem er ihn von oben bis unten abgetastet hatte, schüttelte er den Kopf. ›Ein Bein ist gebrochen‹, sagte er. Gleich darauf rannte einer der Männer ins Haus unseres Herrn und kam mit einem Gewehr zurück. Eine Sekunde später erscholl ein lauter Knall. Es folgte ein entsetzlicher Schrei, dann war alles still. Der Rappe regte sich nicht mehr ...

Einige Tage darauf hörten wir die Kirchenglocken läuten. Als wir über die Pforte guckten, sahen wir eine lange, seltsame Kutsche, die mit einem schwarzen Tuch bedeckt war und von schwarzen Pferden gezogen wurde. Dahinter rollten viele weitere schwarze Kutschen. Unter lange anhaltendem Glockengeläut fuhren die Leute vom Gut und ihre Freunde den jungen Gordon zum Friedhof, um ihn zu begraben. Er würde nie wieder reiten.

Was aus dem toten Rob Roy geworden ist, habe ich nie erfahren. So viel Leid um eines einzigen kleinen Hasens willen!«

Es war nicht gerade eine »Gutenachtgeschichte«.

In den folgenden Wochen nahm ich das Buch mehrmals aus dem Regal und sah mir die Jagdszene an. Das Bild zeigte einen Mann, der ausgestreckt in einem Bach lag, den Kopf in einem entsetzlichen Winkel verdreht. Ich fühlte mich seltsam angezogen von diesem Bild und wiederholte im Geist die Worte: »Er hat sich den Hals gebrochen.«

Vom Verstand her stimmte ich dem Fohlen zu: »Das geschieht ihm recht.« Aber mein Herz schlug für den Mann mit dem gebrochenen Genick. Er war jung, schön und groß gewesen, der Stolz seiner Familie. Ich fühlte tiefes Mitleid mit ihm und den Seinen.

Und natürlich war ich auch zutiefst entsetzt. Ich war damals fünf und durfte selbst schon reiten – sogar Großpferde.

Seit Herbst 1954 durfte ich nämlich endlich meinen Vater und meine Schwestern begleiten, wenn es zu den Pferden ging. Meine ersten Reit-Erfahrungen machte ich hinter Vaters Sattel. Wir saßen beide auf seinem Palomino⁴ namens Cherokee, der eine Widerristhöhe von 1,60 Metern hatte. Vater stieg auf, hob mich hoch, setzte mich hinter sich und sagte: »Halt dich an meinem Gürtel fest, Joni.« Dann berührte er Cherokee mit den Fersen, und los ging's im Galopp, neben Linda auf ihrem Pferd Bobcat, Jay auf Monica und Kathy auf Cactus her. Hinter uns stand eine Staubwolke in der Luft. »Halt dich gut fest!« Vaters Stimme wurde vom Wind fortgeweht.

Mit feuchten Händen und mit Todesverachtung im Herzen klammerte ich mich an den Ledergürtel meines Vaters. Cherokees Rücken war breit, meine kurzen Beine standen fast waagrecht von seinem Bauch ab, und ich wurde fürchterlich durchgerüttelt. Aber ich war mit der Familie zusammen, war nicht mehr ausgeschlossen. Den Pferdepfleger auf der Wakefield Farm, wo unsere Pferde untergestellt waren, machte es Spaß, uns an den Wochenenden beim Satteln zu helfen. Keiner reite schneller und tollkühner als wir Mädchen, lobten sie uns.

4 A. d. H.: Pferd mit einem besonderen Farbschlag (goldenes Fell mit silberner bzw. weißer Mähne).

Aber nun schrieben wir den Sommer 1955. Dieses Jahr würde es anders sein. Mein Vater fand, es würde allmählich Zeit, dass ich ein eigenes Pferd bekäme. Kein Pony – Ponys konnten nicht mit Cherokee und den anderen mithalten. Deshalb gab man mir mit dem Einverständnis meiner Mutter – sie zog es vor, sich unter den Kastanienbaum zu setzen, solange wir ausritten – die Zügel von Thunder in die Hand.

Thunder war das Familienpferd. Auf ihr hatten alle reiten gelernt, und einer nach dem anderen war ihr entwachsen. Jetzt war die Reihe an mir, die fügsame alte Appaloosa-Stute mit der kurzen, mottenzerfressenen Mähne zu reiten. Es gab kein gütigeres, freundlicheres Pferd als Thunder. Sie schien genau zu wissen, dass das Fliegengewicht, das da auf ihr thronte, sich kaum am Sattelhorn festhalten konnte. Ich war zwar mutig, aber zwei Zügel zu handhaben und das Sattelhorn festzuhalten, überforderte mich eigentlich noch. Und Thunder war groß, sie war kein Karussellpferdchen im Gwynn-Oak-Vergnügungspark, und sie war auch keines der Ponys, auf denen man für zehn Cent pro Runde am anderen Ende des Parks herumjuckeln konnte. Auf Thunder zu sitzen, war nicht zu vergleichen mit dem bevorzugten Platz hinter dem Sattel meines Vaters. Jetzt saß ich ganz allein auf einem großen Pferd, auch wenn es alt und brav war.

Es gab viele große Koppeln, auf denen man die Pferde laufen lassen konnte – und damit meine ich *wirklich* laufen. Wakefield war eine weitläufige Farm, auf der nicht nur Pferde wie unsere eingestellt waren. Hier wurden Maryland-Vollblüter für Rennen und die Jagd gezüchtet. Jedes Mal, wenn wir durch das Tor von Wakefield fuhren, stellte ich mir vor, dass Black Beauty auf den Weiden graste. Am Ende der Zufahrt stand ein großer weißer Stall, rechts davon lagen das Vereinshaus und das Wohnhaus mit seinen weißen Säulen. Ein herrlicher Kastanienbaum überschattete den Paddock-Bereich, und am Bach standen riesige Trauerweiden, unter denen die Stuten und Fohlen grasten. Die vielen Weiden am Rand des Anwesens waren durch weiße Zäune unterteilt. Es war kaum zu glauben, dass nur acht

Kilometer von unserem Haus am Poplar Drive entfernt eine so weitläufige Farm lag.

Der erste Tag, an dem ich Thunder selbstständig ritt, war ein Meilenstein in der Familiengeschichte. Vater legte ihr einen Kindersattel auf, und als er den Gurt anzog, schüttelte Thunder den Kopf. Ich sah, dass ich die Steigbügel niemals erreichen konnte, auch wenn ich die Aufstiegshilfe am Paddock benutzte. Also fasste Vater mich um die Taille und hob mich in den Sattel. Ich schüttelte die Zügel und setzte meine kurzen Beine wie Dreschflegel ein, um die Stute in Gang zu bringen. Als sie gemächlich mit mir zum Wassertrog trottete, wandte ich mich um und lächelte meinen Eltern voller Stolz zu.

Von diesem Tag an konnte ich den Samstagmorgen immer kaum erwarten. Kathy und ich sprangen als Erste aus den Betten und zogen unsere Cowboystiefel über unsere Schlafanzughosen. Wir holten die Milch herein, die vor der Hintertür stand, schlürften die Sahne ab, prosteten uns zu und setzten uns im Schneidersitz vor den kleinen Schwarz-Weiß-Fernseher in Vaters Arbeitszimmer. Jetzt hieß es warten, bis der Rest der Familie endlich aus den Federn fand. In der Regel sahen wir uns zuerst *Flicka* an, danach *Fury*. Dann kamen *Hopalong Cassidy* mit seinem breitrempigen schwarzen Hut mit den Silberconches und die *Roy Rogers Show* mit Roy auf Trigger und Dale Evans auf Buttermilk, die sich jeweils am Ende einer Sendung von meiner Schwester und mir verabschiedeten, wie es sich für Pferdefreunde gehörte.

Doch der absolute Höhepunkt des Samstagmorgen-Pferde-Programms war für mich *The Lone Ranger*. Es war immer wieder unglaublich spannend. Mein Herz raste, wenn der maskierte Reiter mit Silver einen Hügel hinaufgaloppierte und ihn, oben angekommen, herumwarf, das Gesicht zu mir gewandt, die ich mit großen Augen am Fuß des Trails saß. »Hey-ho, Silver«, rief er, und der herrliche weiße Hengst mit der fliegenden Mähne schnaubte, schüttelte den Kopf, bäumte sich auf und schlug mit den Vorderhufen durch die Luft. Ich fragte mich, ob ich Thunder dieses Kunststück auch beibringen könnte.

Danach stellten wir unsere Milchflaschen in den Spülstein, liefen nach oben, zogen unsere Jeans an und luden unsere Kinderpistolen für ein Duell im Hof. Nichts klang schöner als das Peng-peng eines erfolgreich zerschmetterten Zündhütchens, und gleich darauf stieg aus der Pistole der charakteristische, herrlich beißende Geruch auf. Wenn der Rest der Familie dann endlich fertig war, quetschten wir uns alle zusammen in den alten grünen Dodge meines Vaters mit der überdachten, an den Seiten offenen Ladefläche, die mein Vater angeschweißt hatte. Das Gefährt nahm sich wohl ebenso seltsam aus wie wir Earecksons. Jahre später schnappte ich nach Luft, als ich zum ersten Mal den Vorspann von *The Beverly Hillbillies* sah, und rief aus: »Das ist ja unser Auto!«

Es war nur eine kurze Fahrt nach Wakefield, und sobald wir geparkt hatten, rannten meine Schwestern und ich in den Stall, um nach unseren Pferden zu sehen. Die Stallburschen ließen sie wochentags fast immer auf die Weide, aber am Samstagmorgen standen sie in den Boxen und warteten darauf, dass sie gesattelt wurden.

Hinter dieser Samstagmorgen-Verrücktheit meines Vaters steckte Methode. Ich hatte gehört, dass wir irgendwann in ferner Zukunft meinen Onkel Ted auf der Two Bars Seven Ranch in Tie Siding (Wyoming) besuchen würden. Ted war ein alter Freund von Vater, aber ich war zu klein, um mich noch an ihn zu erinnern. Ich wusste nur, dass er eine Ranch von etwa 3000 Hektar besaß und – war es möglich? – dass wir Onkel Ted helfen sollten, von seinen Pferden aus das Vieh zu hüten. Ich stellte mir vor, wie wir »Yippieh-yo!« schreiend zu den Viehpferchen galoppierten. Unsere Samstagmorgen-Ausritte durch die Wiesen von Wakefield und auf den Trails von Leakin Park hatten also einen ganz konkreten Zweck: Wir mussten ausgezeichnete Reiterinnen werden.

Reiten war gleichsam meine zweite Natur. Zwischen einem Pferd und einem Mädchen vollzieht sich etwas Geheimnisvolles, wenn zarte junge Hände den Willen eines starken, körperlich weit überlegenen Tieres unterwerfen. Es ist einfach unbeschreiblich, wenn man auf einem so großen und kräftigen Tier sitzt, das so agil ist und dessen

Atem man spürt. Man ist sich bewusst, dass es mit einer so feinen Intelligenz und einer so tiefen Empfindsamkeit ausgestattet ist und dass man es dazu bringen kann, seinen Kopf zu neigen, damit es den Reiter zärtlich beschnuppern kann. Das ist einfach überwältigend. Für eine Fünfjährige kommt es wohl dem Gefühl, auf Wolken zu gehen, am nächsten. Ob es nun das erschütternde Bewusstsein der absoluten Macht über dieses gütige Tier ist, gepaart mit dem Wissen um die alleinige Verantwortung für das ihm anvertraute Lebewesen, oder das Staunen über die Anmut und die Kraft, die sich da unter ihr bewegen – ein Mädchen kann nicht anders: Ein schönes Pferd wird es immer in Entzücken versetzen. Nichts kommt dem euphorischen Empfinden von Schicksalhaftigkeit und der Faszination gleich, die sich einstellen, wenn die Mähne eines Pferdes im Rhythmus mit dem Haar eines Mädchens fliegt, während die beiden, gleichsam zu einer vollkommenen Einheit verschmolzen, über den Erdboden dahinjagen. Jungen mögen von Lastwagen und deren unpersönlichen, mechanisch sich bewegenden Teilen hingerissen sein – kleine Mädchen können nur von Pferden auf diese Art fasziniert werden.

Und ich war gleichsam in Beschlag genommen, ich war diesen Tieren restlos verfallen. Von nun an gehörte auch das Reiten zu den »himmlischen Dingen«. Auf einem Pferd zu sitzen, war genau so, wie am Strand auf dem Rücken zu liegen, zum Himmel aufzublicken, die Sterne zu sehen und das Gefühl zu haben, dass ich das gesamte Universum mit meiner kleinen Seele aufnehmen könnte. In der Reihenfolge von Gottes Schöpfung kam ein Pferd für mich gleich nach dem Universum. Ich konnte ihm ins Auge sehen – ein Zeitvertreib, der mich immer wieder aufs Neue faszinierte. Dabei frage ich mich jedes Mal: Wer hatte dieses wunderbare Lebewesen geschaffen?

Ein Pferd konnte einem zwar keine Geheimnisse ins Ohr flüstern, aber irgendwie besaß es »Persönlichkeit«. Cherokee zum Beispiel war der John Wayne unter den anderen auf der Weide. Monica war drall und frech wie Tante Jemima, die wir aus der Werbung mit Sirupflaschen kannten. Bobcat war ein Gangster, und Cactus mit seiner lustigen Stehmähne sah aus wie eine Gestalt aus *Spanky and*

Our Gang. Wie konnte etwas, was kein Mensch war, so ... *menschlich* sein?

Das Schönste aber war, dass ich die Botschaften »hören« konnte, die die Pferde zu übermitteln schienen. Es war dasselbe, wie den Geräuschen unter dem Nachthimmel am Strand zu lauschen. »Hörten« – oder vielmehr *fühlten* – andere Kinder diese Sprache ebenfalls? Ich hatte das Empfinden, als stünde hinter den Pferden und den Sternen etwas Größeres, ein universales Prinzip, das in den Geschöpfen und Dingen nach Ausdruck drängte und stets dieselbe, mich so tief berührende Botschaft zu vermitteln suchte. Und was so eng mit Gott verbunden war, musste ganz einfach sicher sein; das schien mir auch klar.

Den Beweis für diese Theorie erhielt ich eines Samstagmorgens, als ich auf Thunder über die Weide zum Schauring von Wakefield trabte. Es war ein windiger, sonniger, strahlender Tag, und ich balancierte voller Selbstvertrauen oben auf Thunder. Vielleicht hatte ich zu viel Vertrauen. Eine Schlange oder irgendetwas anderes erschreckte sie, und sie machte einen gewaltigen Sprung zur Seite. Ich verlor die Steigbügel, und da ich das Horn nicht mehr rechtzeitig packen konnte, rutschte ich langsam seitlich aus dem Sattel. Zum Glück hatte ich die Zügel noch in der Hand; dadurch wurde mein Fall erst einmal gebremst, dann rutschte ich langsam noch ein Stück weiter und fiel erst ganz zum Schluss wie ein Plumpsack zu Boden.

Ich hatte die Zügel nicht losgelassen und zog Thunders Kopf jetzt nach unten und zur Seite, sodass sie mit dem Maul mein Haar streifte. Als mir meine missliche Lage bewusst wurde, verwandelten sich meine Tränen rasch in Sturzbäche.

Thunder befreite sich aus meinem Griff, richtete die Ohren auf und wieherte laut. Mit hängenden Zügeln umkreiste sie mich ein- oder zweimal und stellte dann beide Vorderbeine fest auf den Boden rechts und links von meinem Körper. Ich konnte ihre Brust und ihren Bauch von unten sehen. Wieder wieherte sie.

Binnen weniger Minuten kam Vater quer über die Wiese gerannt und sah mich im hohen Gras unter Thunders Bauch liegen. Nervös

und außer Atem schob er das Pferd zurück. »Gutes Mädchen«, sagte er – ich war nicht sicher, ob er mich oder das Pferd meinte, aber beides war mir recht. Ich war zwar unverletzt, aber es tat trotzdem gut, Vaters Arme um mich zu spüren.

»Hast du dir etwas getan?«, fragte er und tastete meine Arme und Beine ab. Ich rieb mir die Augen und nickte.

»Der gütige Herr hat dich beschützt«, flüsterte er, noch immer furchtbar erschrocken.

»Und Thunder«, schniefte ich.

Vater verstand, was ich meinte, und streichelte der alten Stute die Nase. Von diesem Tag an sprach meine Familie oft und mit großer Zuneigung von dem Pferd, das um Hilfe rief und sich schützend über mich stellte wie eine Mutter, die ihr Junges beschützt. Die Tatsache, dass ich in großer Gefahr gewesen war und die Möglichkeit einer schweren Verletzung bestanden hatte, wurde nicht erwähnt. Ich merkte schnell, warum.

»Joni, du musst wieder in den Sattel.«

Ich stand neben meinem Vater, den Finger im Mund, seine Hand fest umklammernd, und starrte zum leeren Sattel hoch. Thunder stampfte auf und schlug mit dem Schweif nach einer Fliege. Sie bog den Kopf herum, richtete die Ohren zu ein paar Pferden auf der anderen Weide hin und wieherte so laut, dass ihr ganzer Körper bebte. Das Besondere, das sie sonst ausstrahlte, ihre sanfte Rücksicht waren verschwunden. Sie war nur noch ein ganz gewöhnliches Pferd.

»Papa, nei-ei-ein, bitte nicht«, weinte ich.

»Sieh mich an«, sagte er ernst. »Du musst wieder auf dieses Pferd, oder du wirst den Rest deines Lebens Angst haben.«

Ich wusste, dass ich nicht wieder auf dieses Pferd zu steigen brauchte, um zu beweisen, dass ich kein Jammerlappen war. Aber ich begriff, worum es Vater ging. Es war eine Frage des Stolzes und des Anstands. Es ging darum, dass ich eine Eareckson war. Earecksons standen auf, klopfen sich den Dreck von den Kleidern und versuchten es noch einmal.

Mein Magen verkrampfte sich. Als Vater mich auf Thunder hob, versteifte sich mein ganzer Körper. Vater gab mir die Zügel in die Hand und trat zurück. Unsere Augen trafen sich. Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf, verstohlen zwar, aber ganz klar: *Väter sollten nicht verlangen, dass ihre Kinder solche Sachen tun. Vor allem nicht auf großen Pferden.*

Aber ich wusste, dass mein Vater nicht wie andere Väter war. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, mich gegen die überlegene Klugheit meines Vaters aufzulehnen. Wenn er darauf bestand, dass ich Thunder wieder bestieg, dann war das in Ordnung. Dann war es sicher.

»Und?«, fragte er.

Schmollend hob ich Thunders Zügel, und sie setzte sich in Gang und marschierte langsam auf den Stall zu. Vater ging neben uns her, seine Hand lag auf Thunders Kruppe. Mit jedem Schritt, jedem Klappern der Hufe verließ ein Stückchen Angst meinen Körper und machte der Verlegenheit Platz. Wie hatte ich mich nur weigern können, Thunder wieder zu besteigen? Schließlich war ich doch *Vaters* Tochter.

Es war weniger ein Test meiner Befähigung zum Reiten als vielmehr eine Initiation in den Clan der Earecksons. Als wir den Stall erreichten, war ich älter geworden. Ich hatte meinen Mut wiedergefunden und etwas ganz Großes besiegt: die Angst. Indem ich meinem Vater gehorchte, hatte ich die seltsame Empfindung des Zusammenhangs von eigener Bestimmung und Freiheit kennengelernt: Bestimmung in dem Sinne, dass ich anfang, der Mensch zu sein, als den mein Vater mich sehen wollte, und die Stellung einzunehmen, die mir zugehört war. Freiheit in dem Sinne, dass das Bewusstsein der eigenen Identität nie stärker gewesen war: Ich war Joni – und niemand sonst.

Ich hatte die Erwartungen meines Vaters erfüllt. Ich hatte ihn nicht enttäuscht.

Zumindest in dieser Hinsicht. Es gab andere Bereiche, in denen ich immer die Befürchtung hatte, Vater zu enttäuschen, zumindest

ein bisschen. Mein Vater war Ersatzmann im olympischen Ringer-
team von 1932, nationaler AAU⁵-Champion sowie Coach und Kapi-
tän der Boy's Brigade. Und er wünschte sich einen männlichen
Erben.

Nach der Geburt meiner drei älteren Schwestern beschlossen
meine Mutter und mein Vater, einen letzten Versuch zu unter-
nehmen, doch noch einen Jungen zu bekommen. Was auch immer
daraus werden sollte – ob Junge oder Mädchen –, das Kind sollte den
Namen »Johnny« erhalten, nach meinem Vater. Am 15. Oktober 1949
hielten sie beide im Entbindungszimmer den Atem an, als meine
Mutter vom Schmerz der letzten heftigen Wehe überflutet wurde.
Ich glitt heraus – und o! ...

Sie würden den Namen »Joni« schreiben müssen.

Meine »Ringeronkel« und Vaters Geschäftsfreunde hänselten
meinen Vater erbarmungslos. Viele ihrer Scherze zielten unter die
Gürtellinie. Ich war jedes Mal außer mir vor Wut. Hatten sie ver-
gessen, dass Vater im olympischen Team gewesen war? Ich trat
Onkel Eddie mit dem Cowboystiefel gegen das Schienbein, weil er
nicht aufhörte, Vater wegen uns Mädchen aufzuziehen.

Und ich war wild entschlossen, meinem Vater Grund zum Stolz
zu geben. Unermüdlich korrigierte ich die Leute, wenn sie mich
»Joanie« statt »Johnny« nannten. Und ich beschloss, mindestens
ebenso gut reiten zu lernen wie jeder Junge. Ich würde lernen, den
Satteltgurt anzuziehen, den Stall zu misten, Heuballen zu schlep-
pen und einem Pferd die Sporen zu geben – alles Dinge, die meine
Schwestern auch schon beherrschten. Ich würde ringen, wandern,
in den hohen Wellen von Rehoboth Beach schwimmen, Lagerfeuer
anzünden, die Axt schwingen – alles, was nötig war, um mit den
anderen Schritt zu halten.

Und das tat ich denn auch. Mein Platz, wenn wir alle in einer
Reihe ausritten, war immer direkt hinter Vater auf Cherokee.

5 A. d. H.: Abkürzung für *Amateur Athletic Union*, eine in den USA tätige Organisation
für den Amateursport.

Der Sommer ging in den Herbst über, aber das kalte Wetter hinderte uns nicht am Reiten. Jeder Weg, den Vater uns führte, wurde zu einer Lektion. Dies war eine Ulme und das eine Pappel. So sahen Ahornblätter aus und so Eichenblätter. Wenn das Moos auf dieser Seite eines Baumes wuchs, war dort Norden. Jener Vogelruf zeigte an, dass eine Spottedrossel in der Nähe war, dieser verriet eine Wachtel. Dieser Fluss fließt in den Patapsco, der wiederum in die Chesapeake Bay fließt, die in den Ozean mündet, der den größten Teil der Erde bedeckt.

Solche Lektionen auf dem Pferderücken wurden uns auch bei Nacht erteilt. So manchen Abend füllten wir unsere Thermoskannen, fuhren nach Wakefield hinaus, packten alles in die Satteltaschen und ritten im Licht des Vollmonds über das Land. Die Koppeln der vornehmen alten Farm wirkten wie eine Fotografie von Ansel Adams, durch den Nebel gedämpft, zartsilbern und stahlgrau getönt, die Äste und Zweige von Mutters Kastanienbaum ein metallisch schimmerndes Spitzengewebe vor dem schwarzen Himmel. Wir ritten darunter durch und blickten auf, um die Zweige zu bewundern, zwischen denen diamantene Sterne zu sehen waren. Grillen zirpten, und vom Fluss herauf tönte das Quaken der Frösche. Die Trauerweiden waren schlafende Riesen, der Fluss ein irisierendes Band aus bleichem Mondlicht. Glühwürmchen tanzten neben uns auf der Wiese, wenn wir in den Wald ritten; sie leuchteten geheimnisvoll hinter den Bäumen hervor, als wollten sie uns immer tiefer hineinlocken. Eulen riefen, und durch die schwarzsamtene Stille von Leakin Park klangen die Rufe der anderen Nachtvögel.

»Seid ihr so weit?«, fragte mein Vater ruhig, dessen Silhouette sich gegen den Nachthimmel abhob. Wenn wir alle nickten, schlug Vater mit Cherokee einen leichten Galopp an, und in dieser Gangart ging es über eines der Felder einen Pfad hinunter. So galoppierten wir durch die Nacht, neben mir der Schatten eines Pferdes und eines Mädchens. Die dunkle Gestalt, die unbeirrt mit mir Schritt hielt, wirkte wie ein mythischer Kentaur. In dieser herrlichen mond hellen Sommernacht »auf den Flügeln eines Pferdes über den Boden

zu fliegen«, bedeutete blindes Vertrauen – Vertrauen in das Pferd und Vertrauen in Vater. Ein Märchenbuch konnte nicht faszinierender sein.

Aber auch im Winter sorgte der Pioniergeist meines Vaters dafür, dass wir in den Sattel kamen. Eines Nachts, bei heftigem Schneetreiben, mussten wir uns alle an der Hintertür aufstellen, und unsere Eltern packten uns in Mäntel und Schals.

»Papa, fahren wir etwa *jetzt* nach Wakefield?«, fragte meine Schwester Jay. »Es ist nicht einmal Vollmond. Wir können jetzt nicht reiten.«

»Du wirst schon sehen«, antwortete mein Vater, ein Funkeln in den Augen.

Unser Auto rumpelte durch die stillen Straßen der Stadt zu den Ställen hinaus. Die Scheibenwischer schoben unermüdlich nassen Schnee hin und her, und der Motor keuchte, wenn unsere Reifen ins Rutschen gerieten. Es war kurz vor Weihnachten, und die Häuser in der Nachbarschaft waren in weiße Decken gehüllt; nur an Simsens, Fenstern und Türen leuchteten Lichtstreifen.

Eine Stunde später waren wir wieder da – aber diesmal nicht im Auto, sondern zu Pferd. Thermoskannen mit heißem Kakao in den Satteltaschen, lenkten wir unsere Pferde den Poplar Drive hinauf und den Birch Drive hinunter und hielten unter jeder einzelnen Laterne, um Weihnachtslieder zu singen. Es war ein seltsames, fast unwirkliches Gefühl, auf meinem Pferd zu sitzen und auf die Gehsteige hinunterzusehen, auf denen ich im Sommer Fahrrad fuhr. Und es war herrlich, unseren Nachbarn zuzuwinken, die ihre Türen öffneten und einstimmten, wenn wir »Stille Nacht« sangen.

Ich wusste damals nicht, was Transzendenz ist, aber wenn ich danach gefragt worden wäre, hätte ich wahrscheinlich auf meinen Vater gedeutet und die Wärme und die wunderbaren Empfindungen in meinem Herzen ihm zugeschrieben. Ich saß auf dem Rücken meines Pferdes, während im Licht der Straßenlaterne die Schneeflocken tanzten, und hatte das Gefühl, als drehe das Weihnachtslied, das wir sangen, den Schlüssel zu einem der Geheimzimmer meines Herzens

im Schloss herum: »Stille Nacht, heilige Nacht, / alles schläft, einsam wacht ...«

Während wir nach Wakefield zurückritten, dachte ich über die Worte nach, die wir eben gesungen hatten: »... nur das traute, hochheilige Paar ...« Ich verstand nicht viel von dem Text, aber ich wusste, dass er eine friedliche Szene voller Herzenswärme beschrieb, deren Mittelpunkt das Jesuskind bildete. Wenn ich hochblickte, war ich mir nicht ganz sicher, wo genau das Jesuskind in himmlischem Frieden schlief, aber ich war überzeugt, dass es irgendwo da oben war. Und überhaupt, die Sterne! Die herrlichen Sternbilder konnte nur Gott geschaffen haben. Ganz gleich, welche Jahreszeit wir hatten, ob ich am Strand lag oder auf dem Pferd saß – immer fühlte ich mich unwiderstehlich zum Himmel hingezogen, zu einem Universum, das so ungeheuer groß war, dass der Orion jetzt dort im Süden stand statt drüben im Norden. Während lautlos der Schnee fiel und die warmen Lichter von Wakefield in Sicht kamen, wurde mir klar, dass dies keine Geschichte aus einem Märchenbuch war. Es war Realität.

Als in diesem Jahr der Winter in den Frühling überging (der mein erstes Schuljahr, Brownies⁶ und vieles andere mit sich brachte, was mir neu war), fuhren wir immer noch jeden Samstagmorgen nach Wakefield und ritten aus. Nun kennt wohl jeder Mensch solche Frühlingsmorgen, an denen ihm klar wird, dass er soeben einen ganz persönlichen Meilenstein passiert hat. Die Umwelt registriert es eventuell nicht einmal, und wenn es jemandem auffällt, wird er es wahrscheinlich schnell wieder vergessen, aber man selbst weiß ganz genau, dass man eine Wegmarkierung im Leben hinter sich gelassen hat. Es ist, als ob sich mit einem Ruck ein Riegel geöffnet hätte, der eine bestimmte Kammer der Seele bisher verschloss. Genau das geschah mit mir an dem Morgen, als Thunder krank war.

Mein Vater war der Ansicht, dass meine Fähigkeiten als Reiterin sich sehr verbessert hatten, und gab mir Monica, Jays Pferd. Ich weiß nicht mehr, wen Jay an diesem Morgen ritt; ich weiß nur noch, dass

6 A. d. H.: US-amerikanisches Gebäck, für das u. a. Schokolade verwendet wird.

die ganze Familie ein gutes Stück vor mir dahingaloppierte. Plötzlich fing Monica an zu tänzeln. Ich nahm die Zügel mit aller Kraft in die Hand, aber Monica war sehr viel eigenwilliger als Thunder. Sie setzte ihre Kraft gegen meine und schoss vorwärts in dem blinden Bestreben, die anderen einzuholen. Mir stockte der Atem vor Angst. Jays Pferd kannte mich nicht – oder wenn doch, dann wusste es, dass ich sehr viel schwächer war als meine ältere Schwester. Mein Herz raste, doch dann sah ich, wie Vater das Tempo verlangsamte und sich nach mir umdrehte.

Monica war jetzt völlig außer Kontrolle und jagte dahin. Ich konnte nichts tun, als mich verzweifelt am Sattelhorn festzuklammern. Das Pferd spürte die Freiheit, nahm den Kopf zwischen die Vorderbeine und begann zu buckeln. Plötzlich geriet alles in zeitlupenartige Bewegung: Der Horizont legte sich schräg, meine Hände glitten vom Sattelhorn, mein Körper flog durch die Luft, der Boden kam in rasender Geschwindigkeit auf mich zu und traf – peng! – meinen Kopf.

Um mich herum wurde es schwarz, Sterne tanzten. Dann spürte ich einen dumpfen, klopfenden Schmerz im Kopf. Schmutz und Gras drückten sich an meine Wange, und als ich versuchte, mich zu bewegen, wurde ich von Übelkeit überwältigt. Seltsamerweise hörte ich ganz deutlich, wie Monica weglief, während die Hufe eines anderen Pferdes – des Pferdes meines Vaters – herangaloppierten. Ich lag bewegungslos da und fragte mich, was geschehen war.

Vater lief zu mir herüber, Reue und Angst in der Stimme: »Nein, o nein, was hab ich getan?«, rief er und wiegte mich in den Armen.

In meinem Kopf drehte sich alles. Ich konnte weder sprechen noch weinen. Aber ich wollte nicht, dass mein Vater sich solche Sorgen um mich machte. Ich strampelte in seinen Armen, um auf die Füße zu kommen. Vater strich mir die Haare zurück – auf der Suche nach Blut, Prellungen oder dergleichen –, aber wunderbarerweise war ich nicht ernsthaft verletzt. Mehrere lange Minuten standen wir nur da, bis mein Schwindel nachließ. Schließlich tat ich ein paar wacklige Schritte.

»Warum habe ich dich nur auf dieses Pferd gesetzt?«, machte Vater sich Vorwürfe.

Ich blieb noch einen Augenblick stehen und hielt mich an seiner Hand fest. Dann hörte das Drehen auf, und unser beider Atem beruhigte sich. Vater nahm mein Gesicht in seine Hände, um meine Augen zu prüfen, und sagte halb zu sich selbst: »Ich muss dich in den Stall zurückbringen.«

Ich ging langsam zu Cherokee hinüber, der immer noch da stand, wo mein Vater die Zügel hatte fallen lassen, drehte mich um und fragte: »Darf ich hinter dir reiten, Papa?«

Mein Vater schob verwirrt seinen Hut zurück. »Du willst *reiten*? Willst du nicht lieber zu Fuß gehen? Oder soll ich dich zurücktragen?«

Eine warme Brise hob seinen Hut hoch und strich mir liebevoll durchs Haar. Vater und seine Jüngste standen dicht beisammen und sahen sich an. Beide wussten, dass sich etwas geändert hatte. Ich freute mich über seine Fürsorge, aber ich hatte mich anders entschieden. Ich wiederholte: »Ich kann hinter dir auf Cherokee sitzen.«

Ich hatte diesen Entschluss nicht gefasst, damit er stolz auf mich sein konnte. Es war ganz einfach *mein* Entschluss. Er zögerte. Dann stieg er auf Cherokee, nahm die Zügel auf und lehnte sich hinunter, um mir hochzuhelfen. »Hier, nimm meine Hand«, sagte er so zärtlich, als trüge ich ein Verwundetenabzeichen. Ich ergriff sie, und Vater zog mich hinter sich aufs Pferd.

Mit schweren Schritten stapften wir zurück zum Stall. Mein Vater tat sein Bestes, um für mich die Tragödie in einen Triumph zu verwandeln. Er tätschelte mein Bein und sagte: »Das ist mein Mädchen.« Ich schwieg. Der unsichtbare Ruck hatte etwas in mir gelöst, und das hatte mich einen großen Schritt vorangebracht. Wenn Erwachsenwerden bedeutet, dass man irgendwann im Lauf des Tages plötzlich selbstständiger ist als am Morgen, als man seine Cowboystiefel anzog, dann war ich ein Stück erwachsener geworden. Und mit dieser neuen Selbstbestimmtheit ging ein Gefühl der Unverwundbarkeit einher.

Für Thunder galt dieses Gefühl nicht. Etwas später im gleichen Jahr haben wir sie töten lassen. Es kam jemand mit einem Gewehr – ein lauter Schuss und ein furchtbarer Schrei. Dann war alles still; das Pferd bewegte sich nicht mehr.

Was mich anging – ich war nicht der Sohn von Squire Gordon. Für mich läuteten keine Kirchenglocken, niemand begrub mich. Ich war noch immer jung und lebendig und fähig zu reiten – sogar Black Beauty. Für mich stand fest: Ein gebrochenes Genick war etwas, was nur andere traf.